



Berlin, den 1. Februar 1902.

Mutterrechte.

Aus Belgien ist eine überraschende Nachricht gekommen. Die sozialistische Linke der Volksvertretung verlangt unter Androhung von Gewalt das allgemeine, gleiche Wahlrecht. Die liberale Rechte antwortet mit der Drohung, falls das geforderte Recht eingeführt würde, seine Ausdehnung auf das weibliche Geschlecht zu beantragen. Das Vorgehen der Rechten ist nur konsequent. Mit der Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes anerkennt man es als ein natürliches Recht des Menschen. Da nun die Frauen Menschen sind, so ist ihr Ausschluß von diesem natürlichen Recht in der That nicht prinzipiell zu begründen; ihre politische Mündigsprechung wird lediglich, wie Belgien zeigt, zu einer Frage der Rüksichtlichkeit.

Bevor wir auf die Sache eingehen, haben wir aber wohl zu unterscheiden zwischen aktivem und passivem Wahlrecht, zwischen Wahlrecht und Wählbarkeit. Für das passive Wahlrecht dürfte bei vorurtheilvoller Betrachtung selbst dem Individualisten die Frau ungeeignet erscheinen. Der Individualist, der das natürliche Recht betont, wird schon durch diese Bezeichnung daran erinnert, daß er die Natur ins Auge fassen soll; diese aber sagt ihm, daß sie nicht unabsichtlich Mann und Weib verschieden gestaltet habe. Verschiedene Naturaufgaben bedingen verschiedene psycho-physische Ausrüstung. Diese Verschiedenheit schließt Gleichheit aus. Daher kann es sich bei der Zuthellung von Pflichten und Rechten an die Geschlechter nicht darum handeln, summarisch zu verfahren, sondern darum, zu unterscheiden, nicht Allen unterschiedlos nach der selben Schablone das Selbe zu geben, sondern Jedem, was ihm zukommt. *Suum cuique!* Was ihm zukommt: Das zu entscheiden, ist aber nicht in unser Ermessen gestellt und damit der Willkür preisgegeben;

wir haben vielmehr einen festen Maßstab dafür in der Naturaufgabe der Geschlechter. Was ein Geschlecht zu seiner Naturaufgabe in Widerspruch setzt, kann nicht „das Seine“ sein; was es dagegen zu ihrer Erfüllung geschieht macht, daher die Harmonie des Ganzen fördert, Das wird ihm zukommen. Die Naturaufgabe des Weibes nun, die Mutterschaft, bedingt Rücksichtnahmen, die mit der Thätigkeit des Abgeordneten unvereinbar sind. Wer sich wählen läßt, muß Monate lang häuslichen Pflichten entsagen. Das kann die Hausmutter nicht. Und der Durchschnitt der Frauen lebt (wenigstens eine Zeit lang) thatsächlich in der Ehe und der Durchschnitt der Ehefrauen gelangt zur Mutterschaft; für den Durchschnitt aber werden Gesetze gemacht. Der Mutterberuf, die Naturaufgabe des Weibes, ist also thatsächlich ein positives Hinderniß für die Wählbarkeit der Frau.

Der Einwand, daß auch männliche Abgeordnete ihre politische Thätigkeit aus Gesundheitsrücksichten unterbrechen müssen, übersieht, daß dies Vorkommniß einer gänzlich anderen Beurtheilung unterliegt als die Mutterschaft. Der Urlaub des Abgeordneten ist eine bedauerliche Störung, ein unerwünschtes Hinderniß, das man vernünftiger Weise nicht in Rechnung zu stellen braucht. Bei der Ehefrau ist es dagegen das Normale, daß sie Mutter wird, und der Urlaub, den sie zum Antritt dieses Berufes braucht, wird nicht als eine bedauerliche Störung, als ein unvorhergesehenes Hinderniß bewerthet, sondern im Gegentheil als der größte Dienst, den sie dem Staate leisten kann. In diesem Dienst ist sie absolut unerseßlich, im Abgeordnetenhause nicht, obwohl nicht geleugnet werden kann und soll, daß in den großen Redehäusern manche kluge Frau Kluges sagen würde. Sie hat aber Wichtigeres zu thun. Sie muß Mutter sein, nicht nur Mutter werden, sie muß mit dem Erlebniß die rechte Gesinnung, mit der natürlichen die ideoelle Seite, mit der Mutterschaft die Mütterlichkeit verbinden. Und eine rechte Mutter sein, ist eine Aufgabe, die den ganzen Menschen beansprucht. Aber selbst wenn wir nur die rein natürliche Seite der weiblichen Aufgabe, die Mutterschaft, betrachten, so können wir uns der Einsicht nicht verschließen, daß sie an Werth und Wichtigkeit eine politische Thätigkeit des Weibes übertrifft. Die Mutterschaft ist die *conditio sine qua non* alles Wachsthums des Staates. Das Volk, das keine Mütter mehr hat, sinkt wie ein Feuer, das sich selbst verzehrt, wie der Spiegel eines Flusses, dessen Quelle versiecht. Nöthiger als politische Rednerinnen sind der Nation Mütter, die mit Corneliastolz ihre gut gerathenen Kinder zeigen.

Aber selbst wenn wir die Wählbarkeit der Frau ausschneiden und uns auf das Stimmrecht beschränken, berührt die Frage Viele noch befremdend. Да, тай. Набогага., да. Га. фкд., деи. ноуаткеулаиу., молимоладер..
Manne einflößt, mag zum guten Theil durch die Empfindung bewirkt werden, sie bedeute einen unvermittelten Eingriff in ruhende, durch Ueberlieferung

geheiligte Zustände; und: *quieta non movere!* Auch fehlt es nicht an Spöttern, für die die ganze Angelegenheit einen aristophanischen Beigeschmack hat und die über die modernen Eklesiasten und deren klerikale Beschützer billig witzeln. Wir werden aber gleich sehen, warum gerade die Klerikalen am Ehesten die politische Besserstellung der Frau ins Auge fassen konnten. Daneben jammern Pessimisten und Frauenerächter über die Preisgabe christlicher Grundsätze und männlichen Selbstbewusstseins, sie fühlen die Grundmauern des Staates erzittern, sehen Thron und Altar wanken und Weissagen unter Kassandra'schmerzen den Untergang der Familie und damit der Kultur. Keinerlei Schwierigkeit bietet dagegen die Frage des Frauenstimmrechtes dem Individualisten. Die Theorie vom natürlichen Recht ist das Schwert, das den Knoten glatt durchhaut. Wer nun aber meint, dabei komme nichts als Zerstückerung und Zerstörung heraus, man müsse vielmehr den Knoten lösen, Der wird zuerst untersuchen, ob in unserm organischen Staatsganzen das Frauenstimmrecht tatsächlich nur als willkürlich-mechanisches Anhängsel denkbar ist, besten Falls als eine Luftwurzel, oder ob es sich organisch entwickeln könnte. Wir wenden uns suchend an die Vergangenheit, ob wir entweder direkt anknüpfen oder wenigstens den Anhalt einer vorbildlichen Institution finden können. Direkte Belehrung giebt die Geschichte uns nicht, wohl aber finden wir Gemeinschaften, die das Weib mehr begünstigen als der Staat: Das sind die kirchlichen Institutionen. Halten wir uns an die christliche (katholische) Kirche, ohne zu verkennen, daß der Judenthum ähnliche Züge aufweist. Die Kirche hat seit ihrem Bestehen den ruhenden Pol in der Flucht der europäischen Erscheinungen gebildet. Sie darf berechtigten Anspruch erheben, ihre bewährte Praxis erwogen zu sehen, nicht nur wegen ihres ehrwürdigen Alters, sondern — speziell wo die Frauenwelt in Frage kommt — viel mehr noch wegen ihres Erfolges der weiblichen Menschheit gegenüber. Die Kirche hat das weibliche Geschlecht unstreitig zu ihrer festeren Stütze gemacht. Die Geistlichen aller Bekenntnisse bekunden über diesen Punkt eine seltene Einmüthigkeit.

Die Stellung des Weibes in der christlichen Kirche ist so alt wie sie selbst. Der Stifter der christlichen Religion hat ausdrücklich den Mann, nicht das Weib, mit der kirchlichen Amtsgewalt betraut. Freilich hat er damit weder die Unwürdigkeit der Gattung Weib noch eine daraus folgernde Unterordnung unter die Gattung Mann festgestellt. Weisse Arbeitstheilung erforderte, daß der Mann das Apostolat des kirchlichen Amtes erhielt. Das Weib hatte bereits sein Apostolat: den Mutterberuf, den Urquell altruistischer Gefühle. An dieser Arbeitstheilung hält die Kirche fest, macht aber damit innerhalb ihrer Grenzen keineswegs das Weib rechtlos, noch auch befreit sie es von Kenntniß und Uebung der kirchlichen Pflichten. Mann und Weib stehen dem Vertreter der Kirche unterschiedlos gegenüber. Die Bezeichnung

Laie gilt Beiden. Anders in der staatlichen Organisation. Auch hier, wie in der Kirche, ist der Mann zur obrigkeitlichen Spitze berufen; selbst die kühnste weibliche Phantasie wird nicht ernstlich von einer Rückkehr zum Mutterrecht, von engeren und weiteren Gemeinschaftsbildungen mit weiblicher Spitze träumen. Das Zeichen der Obrigkeit ist das Schwert. Der Mann ist, der es trägt. Ihm hat es die Natur mit der Vaterschaft zunächst zur Bertheidigung der Seinen in die Hand gegeben; mit dem Kampfschwert auch das Richt- und das Henkerschwert. An dieser Arbeitsteilung hält der Staat fest. Das Weib gehört so wenig zu dem bunt wie zu dem schwarz uniformirten Heere, es führt weder das weltliche noch das geistliche Schwert. Selbst das falsche Befehl hebt nicht die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern auf, sondern läßt das Weib nur in Ermangelung männlicher Nachfolge zu. Aber bei dieser grundlegenden Arbeitsteilung hat es im Staate nicht sein Bewenden. Während in der Kirche, vom geistlichen Amt und Regiment abgesehen, die Laienwelt gleiche Pflichten und gleiche Rechte hat, hat dem Staate gegenüber das Weib nur Pflichten, keine Rechte. Es ist Unterthan zweiten Grades. Es hat Steuern zu zahlen, Krieger zu gebären und zu schweigen. Der Kirche ist das Weib Selbstzweck, dem Staate Mittel zum Zweck.

Die Verhältnisse zwingen vielleicht den belgischen Staat, als erster in Europa eine wesentliche politische Besserstellung der Frau durch Ausdehnung des aktiven Wahlrechtes zu versuchen. Sicher würde dieser Anstoß die Propaganda für die politische Mündigsprechung des Weibes in verschiedenen Kulturländern neu beleben. In England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist dies Ziel im vorigen Jahrhundert nicht mehr aus den Augen verloren worden. Als der individualistische Geist am Ende des achtzehnten Jahrhunderts von philosophischer Feinschrift zu der markerschütternden Sprache weltgeschichtlicher Ereignisse überging, hochten auch die Frauen auf. In England und in Frankreich erschienen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die ersten individualistischen Kundgebungen von Frauen, beide auf den „natürlichen Menschenrechten“ fußend; 1791 unterbreitete Olympe de Gouges dem Konvent eine „Erklärung der Frauenrechte“, 1792 veröffentlichte Mary Wollstonecraft ihre „Rechtfertigung der Frauenrechte“. Der Verlauf der Wirksamkeit dieser beiden Frauen sollte für ihre Nachfolgerinnen eine Lehre ergeben. Das Buch der Engländerin, eine Frucht selbständigen Urtheils, hat unter dem Schutz eines geordneten Staatswesens und religiös-*sittlicher* Normen dauernd einen reformatorisch anregenden Einfluß ausgeübt. Nicht so die französische Kundgebung, die männlichem Thun suggestiv nachgebildet war. Die Männer der Revolution, die mit der Rechten das Banner der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit schwenkten, schlossen mit der anderen Hand höchst unbrüderlich den Frauen den Mund; ihre Versammlungen wurden

verboten, ihre Klubs geschlossen; so konnten sie daheim in Ruhe über Freiheit und Gleichheit in Theorie und Praxis Betrachtungen anstellen. (Wem fielen nicht Goethes Worte ein: „Denn wo die Sitte herrscht, da herrschen sie, und wo die Freiheit herrscht, da sind sie nichts!“)

In Deutschland ist das Thema der politischen Mündigsprechung der Frau zu verschiedenen Zeiten erörtert worden, so in der Mitte des vorigen Jahrhunderts (Nichte: Grundlagen des Naturrechtes), in den siebenziger Jahren nach Mill's Buch von der Hörigkeit der Frau (Sybel: Ueber die Emanzipation der Frauen) und im sozialdemokratischen Programm. Aber bis in die neunziger Jahre sind auch die Frauen über die akademische Erörterung nicht hinausgegangen, ja, der erste deutsche, nicht der Wohlthätigkeit gewidmete Frauenverein, der von Luise Otto-Peters und Auguste Schmidt gegründete „Allgemeine Deutsche“, lehnt bis zur Stunde die Agitation für politische Besserstellung der Frau ab. Der Verein Frauenwohl dagegen hat, unter Minna Cauer's Leitung, diese Agitation auf Anregung von Lily Braun im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts aufgenommen. Auch die Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine, Marie Stritt, ist eine überzeugte Vorkämpferin politischer Frauenrechte; Helene Lange hat ihre Ansicht in dem Vortrage „Frauenwahlrecht“ ausgesprochen. Es bedarf keines Hinweises, daß die sozialdemokratischen Frauenorganisationen, geführt von Klara Zetkin, völlige politische Gleichstellung der Geschlechter fordern, während die anderen genannten Vorkämpferinnen, so viel ich weiß, als ersten Schritt die Ausdehnung des aktiven Wahlrechtes ins Auge fassen. Nur von diesem, dem aktiven Recht, wird in Folgendem die Rede sein.

Welche sind nun die Gründe, die gegen die Ertheilung des Wahlrechtes an die Frauen ins Feld geführt werden?

Der oberflächlichste dürfte der sein, das Weib sei zu politischem Verständniß intellektuell unfähig. Einiges Nachdenken sollte diesen Einwand unmöglich machen. Die Geschichte zeigt uns unter der Zahl regirender Frauen aller Zeiten einen überraschend hohen Prozentsatz politisch wirksamer Gestalten. Wenn aber auch nur eine Einzige unter ihnen bedeutend als Staatsmännin gewesen wäre, so würde damit der Beweis erbracht sein, daß das Geschlecht kein absolutes Hinderniß bildet, daß der thatsächlich in weiten Frauenkreisen vorhandene Mangel an politischem Interesse nicht aus ungenügender Anlage, sondern aus fehlender Schulung zu erklären ist. Einen schlagenden Beweis liefern übrigens auch die sozialdemokratischen Frauen, die einzigen, die mit Männern politisch arbeiten.

Nicht minder oberflächlich als dieser altmodische, vom Dr. Möbius vergeblich aufgewärmte Einwand von der Unfähigkeit der Frau, erscheint der, daß der Mann wählt, weil er Soldat ist und sein Leben für das Vaterland in die

Schanze schlägt. Er ruft der Frau zu: Wollt Ihr wählen, müßt Ihr dienen! Uebergehen wir den Umstand, daß Militärdienst und Stimmrecht keineswegs zu allen Zeiten ursächlichen Zusammenhang gehabt haben, und halten wir uns nur daran, daß der Mann, der zur Vertheidigung des Vaterlandes das Schwert ergreift, seine Naturaufgabe, die Ritterschaft, erfüllt, zu der er psychophysisch ausgerüstet ist. Auf der weiblichen Seite aber wird diese Aufgabe durch die Mutterschaft mindestens aufgewogen, wenn nicht überholt. Jeder Mann, der sein Vaterland vertheidigt, hat eine Mutter gehabt, die ihr Leben in die Schanze schlug, als sie dem Vaterlande einen Vertheidiger schenkte. Ohne Mutterschaft keine Ritterschaft. Wenn nun aber das männliche Geschlecht im Deutschen Reiche für die Erfüllung seiner Naturaufgabe belohnt wird: warum nicht das weibliche? Diese Zurücksetzung kann nur billigen, wer die Naturaufgabe des weiblichen Geschlechtes für weniger werthvoll hält als die des Mannes. Von der Bewertung des Mutterberufes hängt Alles ab. Wer von seiner Wichtigkeit überzeugt ist, kann unmöglich argumentiren: Wollt Ihr wählen, müßt Ihr dienen, — denn er sagt sich, daß das weibliche Geschlecht seine allgemeine Dienstpflicht in der Mutterschaft erfüllt. Weil diese Dienstpflicht anders ist als die des Mannes, ist sie doch nicht minderwerthig. An Alterswürde übertragt die allgemeine Dienstpflicht des Weibes die des Mannes, denn sie ist so alt wie die Menschheit, während die allgemeine Dienstpflicht des deutschen Mannes vor noch nicht fünfzig Jahren eingeführt worden ist, obwohl sie zu seiner Naturaufgabe gehört. In diesem Umstande liegt die Erklärung. Jahrhunderte lang war diese Pflicht vergessen oder vernachlässigt oder mit Geld beglichen worden. Nun empfindet der Mann ihre Erfüllung nicht als das Selbstverständliche, schlechthin Gegebene, sondern als ein Verdienst und so wird er partiisch gegenüber der weiblichen Aufgabe, die in stiller Treue zu allen Zeiten erfüllt worden ist. Er setzt seine Leistung als den absoluten Maßstab, verkennet das Wesen der Arbeitsteilung und redet damit einer Gleichmacherei das Wort, die blöde, lächerlich, unmöglich ist. Denn wohlverstanden: wenn die männliche Leistung nicht der eine Maßstab, die weibliche Leistung der andere ist, wenn die männliche Leistung der Maßstab, der Werthmesser ist, so heißt, männlich sein, vollkommen sein. Dann folgt daraus: je männlicher, desto vollkommener, je weiblicher, desto unvollkommener. Damit ergiebt sich für jede strebsame Frau unvermeidlich die Anregung zur Bermännnerung. Diese Anregung geht nachweislich von den Männern aus, die mit dem kurzächtigen Einwande: Wollt Ihr wählen wie wir, müßt Ihr dienen wie wir (Das heißt: in der selben Art), die spezifisch weibliche Leistung herabsetzen und dem Weibe damit thunlichst verleidern. Entgegen solcher geringen Schätzung der Mutterschaft wäre der Gesellschaft vielmehr mit

der Auffassung gebient, daß gerade durch treue, opferwillige Erfüllung der spezifisch weiblichen Naturaufgabe Ansehen, Einfluß und Rechte von der Frau erworben werden könnten, daß der beste Ritter und die beste Mutter gleichwerthige Individuen sind. Zum Glück für unser Volk steckt zu viel gesunder Instinkt in den deutschen Frauen, als daß sie die Unterwerfung des Mutterberufes und die darin liegende Suggestion zur Vermännlichung beachteten. Sie folgen nicht dem Wink der Saacher Stimmen (Band 58, S. 492), Püchelhaube und Tornister zu nehmen, sondern sie sorgen lieber dafür, daß dem Vaterlande von kräftigen Frauen kräftige Vertheidiger geboren, erhalten, erzogen werden. Sie sagen sich: Jeder diene auf seine Weise. Wir Frauen als Mütter. Aber Jeder achte die Weise des Anderen, die die seine ergänzt.

Nun hat es zwar nie an Männern gefehlt, die Worte der Anerkennung*) für mütterliche Pflichterfüllung hatten, aber es ist bei den Worten geblieben. Während sonst jede Pflicht Rechte im Gefolge hat, stehen den Mutterpflichten keine Rechte gegenüber, weder im privaten noch im öffentlichen Leben. Gewiß hat es stets Gatten und Kinder gegeben, die die Mutter geliebt und geehrt haben, aber sie thaten es freiwillig; Mutterrechte, die der Brutalität gegenüber geltend gemacht werden könnten, giebt es nicht. Erst das neue Bürgerliche Gesetzbuch kennt „elterliche“ Gewalt; bis dahin hatte das eheliche Kind nur einen Vater; freilich das mehelicke, das dem Vater widerwärtig ist, dafür nur eine Mutter. Wieder ist es die Kirche, die auch in diesem Punkte das Recht der Frau gewahrt hat; in ihrem Elementar-Gesetzbuche, das nur zehn Paragraphen zählt, heißt es im vierten: „Du sollst Vater und Mutter ehren.“ Daß Mutterpflichten auch Mutterrechte nach sich ziehen möchten, ist ein gemeinsamer Wunsch der Frauenrechtlerinnen aller Richtungen. Im Namen der Frauen sagen sie: Auf Grund unserer hohen mütterlichen Pflichten fordern wir Rechte und als wichtigstes das Recht, gehört zu werden. Um unserer Söhne und Töchter willen fordern wir das Recht, durch Abgeordnete mitzusprechen. Wir wollen bei der Gesetzgebung mitwirken, weil wir unsere Kinder nicht nur leiblich, sondern auch geistig-seelisch gesund erhalten und der Verrohung der Jugend entgegenarbeiten wollen.**) Unsere Pflicht ist, so lehrt man uns, ge-

*) Allerdings begegnet man auch dem Gegentheil. Man lese in den Saacher Stimmen a. a. O. nach, wie P. S. Cathrein die Mutterchaft ins Lächerliche zieht. Ernsthaft führt er aber in seinem Buche „Frauenfrage“ Laura Marholm an! Der Verfasser ist ein altbekannter Novalphilosoph. Ob er Laura Marholm kennt?

**) Als vereinzelter Beweis, daß die erzehliche Fürsorge der Männer allein nicht ausreicht, sei auf die Mikroskope unter dem Stadtbahabogen in der Königsstraße hingewiesen. „Luftmaed im Grunewald“, „Rur für Herren“ u. s. w. Halbwüchsige Knaben und Mädchen ergötzen sich daran.

sunde Menschen, ihr Vaterland liebende Bürger, gute Christen zu bilden. Drei ernste Aufgaben! Zu ihrer Lösung muß die Frau nicht nur Etwas von Kinderpflege, sondern auch vom Staate und vom Christenthum wissen und verstehen. Die Kirche ist aber die einzige Institution, die planmäßig an die Lösung der von ihr gestellten Aufgabe geht und, indem sie auf Religionunterricht drängt, nach der Erkenntniß handelt, daß die Mutter nur dann christlich erziehen kann, wenn sie dazu vorbereitet worden ist. Auf die beiden anderen Aufgaben wird die künftige Mutter nicht vorbereitet. Von rationeller Pflege des Kindes und der Hauswirtschaft lernt sie planmäßig nichts. Ihre Kinder und ihr Haushalt werden ihre Versuchssubjekte; auf Erfahrungen fußt sie erst, wenn sie sie nicht mehr braucht. Von Geschlecht zu Geschlecht erbt sich dieser Dilettantismus fort; man setzt stillschweigend voraus, daß jede Mutter ihr Kind „instinktmäßig“ gut zu pflegen versteht. Stillschweigend setzt man auch voraus, daß die Mutter ihr Kind zu einem sein Vaterland liebenden Bürger erzieht. Niemand wirft die Frage auf, ob sie dieser Aufgabe gewachsen ist, wenn sie von dem Staatsbau, in dem sie selbst ein Stein ist, so wenig weiß wie das Mörtelkörnchen von dem Hause, an dem es klebt. Die Kirche begnügt sich nicht mit stillschweigender Voraussetzung, sie sorgt vor; auch die Staatsregierung könnte Sorge tragen, daß die Bürgerinnen-Mütter über Bau und Leben ihres Staates wenigstens eben so viel wüßten wie über den Grundriß des Crechtheion und das Innere Afrikas. Der Staat, dessen Justiz sie richtet, dessen Schutz sie noch im fernsten Erdwinkel genießen, dessen Verwaltung sie Steuern zahlend unterstützen, dessen Verteidigung sie Vater, Gatten, Bruder, Sohn opfern, dieser Staat dürfte ihnen näher stehen als Centralafrika. Sie kennen ihn nicht, deshalb interessiert er sie nicht. Aber trotzdem soll die Mutter dem Sohne Pflichtgefühl gegen den Staat anerkennen! Am Sichersten würde das Interesse zum Wohl des Ganzen durch Anregung zur Selbstethätigung geweckt werden. Eine solche Anregung würde die Ertheilung des Stimmrechtes sein. Auf den Einwurf, die Frauen seien zu wenig geschult, um von dem Rechte Gebrauch machen zu können, wäre zu entgegnen, daß man nur im Wasser schwimmen lernen kann. Wären übrigens die Landarbeiter in Masuren oder Ostpreußen, die friesischen Fischer, die Holzarbeiter im Thüringer Walde „geschult“, als man ihnen das Stimmrecht gab?

Man wird hier vielleicht einwenden, daß es eine Ungerechtigkeit wäre, das Stimmrecht nur für die leiblichen Mütter zu fordern. Es wäre mehr als Das: eine Grausamkeit und eine Thorheit. Eine Grausamkeit, weil gerade die an und für sich schon weniger ausgefüllten Frauenleben noch mehr in Schatten gedrängt würden. Eine Thorheit, weil die rechte Gesinnung keineswegs an einen physiologischen Vorgang gebunden ist, wie ja auch die Kirche ihre

Vertreter Patres nennt und an ihre väterliche Gesinnung ohne natürliche Vaterschaft glaubt. Die Ertheilung des allgemeinen Stimmrechtes könnte bei dem weiblichen Geschlechte eben so wie bei den Männern nur an ein Kriterium geknüpft sein, das den Durchschnitt trifft. Hier wie da wäre der Grund die allgemeine Dienstpflicht, die der Durchschnitt erfüllt. Wie nun auch die Männer wahlberechtigt sind, die nicht das Gewehr auf der Schulter tragen, so müßten auch die Frauen wählen dürfen, die kein Kind auf dem Arme tragen.

Wenn der erste Einwand gegen das Frauenstimmrecht, der der geistigen Inferiorität, durch die Erfahrung widerlegt ist; wenn auf den zweiten: Wollt Ihr wählen, müßt Ihr dienen, zu antworten ist: Wir dienen länger als Ihr, gebt uns für Mutterpflicht Mutterrechte, — so fällt ein dritter schwerer ins Gewicht. Das ist die Besorgniß, das weibliche Geschlecht könne durch politische Interessen seiner Naturaufgabe und seinen häuslichen Pflichten entzogen werden. Würde dies Bedenken von Frauen geäußert, so müßte es Jeden stutzig, ja, unsicher machen; aber zum Glück sind es Männer, die so sprechen. Männer hegen die Besorgniß, Männer, die natürlich die Frau anempfindend nach sich beurtheilen und vergessen, daß sie psychophysisch anders geartet ist. Männern erscheint das häusliche Pflichtleben der Frau als enge Gebundenheit, sie schrecken davor zurück, wie die Frau vor der geräuschvollen Oeffentlichkeit und dem rohen Kriegsleben. Frauen dagegen wissen, daß das hausmütterliche Dasein vom Weibe als inniges Glück, als Untergrund tiefsten Erlebens empfunden wird. Dem Manne wäre das stille Pflichtleben im unscheinbaren Familiendienst, dem weder Orden noch Lorber winken, eine Kreuzigung; er ist nicht dazu geeignet; in dem Weibe löst es die Befriedigung aus, die die Bethätigung natürlicher Anlagen mit sich bringt. Wie der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser, so ist das Weib im eigenen Heim in seinem Element. Wird es leicht dies Element verlassen?

Leider giebt es Frauen, die ihr Heim verlassen: die Arbeiterin und die Nichtsthuerin. Der Noth gehorchend, thut's die Erste. Dem eigenen Triebe folgt die Zweite, ein eitles, unwissendes Geschöpf. Sie macht dem Gatten kein Heim. Die Kinder läßt sie verkommen, trägt die Gesellschaft damit um Kräfte und bereichert sie mit Kandidaten des Lasters. Ein im eigentlichen Sinne gemeingefährliches Geschöpf (trotz großer Beliebtheit, so lange es jung und hübsch ist), unmütterlich und deshalb unweiblich. Welche Wirkung würde nun die politische Mündigsprechung der Frau auf diese beiden Frauenarten haben? Es darf wohl dreist behauptet werden, daß die Mehrzahl des weiblichen Geschlechtes mit genügendem sozialen Verständniß hinreichendes Gemeinamkeitgefühl verbindet, um von dem Wahlkandidaten nachdrücklich's Eintreten für Arbeiterinnenschutz zu verlangen. Jeder durch Staatshilfe und Selbsthilfe, durch Gesetzgebung und Organisation erreichte

Fortschritt in der Besserung des Arbeitsverhältnisses bringt uns aber unleugbar der Verwirklichung des frommen Wunsches näher, den Mann wieder zur Erwerbseinheit der Familie zu machen und damit die Frau ihrer Familienaufgabe zurückzugeben, denn der Unternehmer stellt vorwiegend deshalb Arbeiterinnen ein, weil sie billiger und williger sind. Fällt dieser Vorzug fort, so zieht er den kräftigeren Mann vor. Nach dieser Richtung wäre also für das Familienleben von dem Eintritt der Frau in die Politik tatsächlich viel zu hoffen. Bleiben die Müßiggängerinnen, die beschäftigten und die unbeschäftigten. Wird die „politische Zukunftsfrau“ sich zu ihnen gesellen? Viel eher ist anzunehmen, daß die thatkräftige Frau, die in einsichtsvoller Mütterlichkeit die Gesetzgebung zu Gunsten ihrer Kinder beeinflussen möchte, den Nichtstherinnen durch Wort und Beispiel den Blick für ihre hausmütterlichen Pflichten schärfen wird.

Nun bleibt noch die Gefahr für unser ästhetisches Wohlgefallen zu erörtern, daß zur Zeit der Wahlen eine Frau sich eben so erregt zeigen könnte wie die Männer; aber welcher Fortschritt brächte nicht die Möglichkeit einer Gefahr? Was absolut nicht gefährlich werden kann, ist auch nicht bedeutend. Zünden wir Licht an, so kann Feuer entstehen; sollen wir deshalb im Dunkeln sitzen?

Ich habe die Ausdehnung des Wahlrechtes auf das weibliche Geschlecht vom Standpunkte der Frau betrachtet. Die einstige politische Mündigsprechung der weiblichen Volkshälfte erscheint aber auch vom objektiven Standpunkt aus nicht nur als Möglichkeit, sondern als ein Fortschritt. Je weiter wir zurückblicken, um so einfacher erscheint die Arbeit, um so ähnlicher sind einander auch die Menschen. Mit der Verfeinerung der Arbeit wuchs die Differenzierung der Geschlechter und diese wiederum wirkte günstig auf die Arbeit zurück und ermöglichte eine immer weiter gehende Theilung. Zu der Arbeitstheilung trat im Laufe der Zeit (man denke an einzelne Zweige unserer Industrie) eine weitgehende Arbeiterlegung. Aber diese Zerlegung der Arbeit führt nicht zur chaotischen Auflösung, nicht zur Zersplitterung der Kräfte, sondern zu einer neuen Vereinigung. Ein umsichtiger Geist faßt die Theile wieder zusammen zu einem kunstvollen Ganzen. Die gesellschaftliche Entwicklung steht im Zeichen der Arbeitstheilung und der fortschreitenden Differenzierung. Das männliche Geschlecht ist durch die allgemeine Dienstpflicht bis in die entlegensten Winkel Deutschlands hinein gewedt, geschult, diszipliniert, vermännlicht worden. Das weibliche Geschlecht regt sich in der Frauenbewegung. Es will sich entwickeln, seine Eigenart ausbilden, zu feinen spezifischen Aufgaben geschickter und besser vorgebildet werden. So streben die Geschlechter auf verschiedenen Wegen zur Höhe. Die Zeit kann aber kommen, wo ein genialer Staatsmann die Frucht dieser Arbeitstheilung, die verfeinerten, indi-

vidualisirten Leistungen der Geschlechter, in einer gesetzgebenden Körperschaft zusammenfaßt, deren Mitglieder von Frauen mitgewählt sind und deshalb auch Frauen, die Mütter der Nation, vertreten. Dann würde der Mütterlichkeit der ihr gebührende Einfluß auf die Gesetzgebung gesichert sein; dann würden Mutterpflichten Mutterrechte im Gefolge haben.

Zu fragen wäre nun noch, wie und wo etwa der Hebel anzusetzen wäre, um das weibliche Geschlecht allmählich zu einem weiteren Interessentumkreis emporzuheben und seine Gaben, seine mütterliche Kraft und Fürsorge dem Ganzen direkt dienstbar zu machen. Der Gedanke, das allgemeine und gleiche Wahlrecht einfach auf die Frauen auszudehnen, dürfte nur da in Betracht kommen, wo, wie in Belgien, die Auffassung dieses Rechtes als eines natürlichen sich durchzusetzen erst im Begriff ist. Wo das allgemeine und gleiche Wahlrecht bereits eingeführt worden ist, wie in Deutschland, wird man sich schwer dazu verstehen, das Experiment zum zweiten Male zu wiederholen. Vielmehr liegt es unter solchen Umständen nah, den sichereren Weg langsamer organischer Entwicklung zu suchen. Der Einwand, daß man auch den Männern das Wahlrecht gegeben habe, überieht, daß der Staat den Männern gegenüber denn doch in einer günstigeren Lage war. Gewiß gab es damals, wie auch heute noch, ganze Gruppen politisch ungeschulter Männer in entfernten Provinzen; aber dafür hatte die Stadtbevölkerung ihren Prozentsatz von Politikern und alle — die politischen und die unpolitischen — Männer hatten gearbeitet. Das weibliche Geschlecht dagegen zählt in den begünstigten Schichten einen Prozentsatz jener Mäßiggängerinnen, von denen früher die Rede war. Auch hat der deutsche Mann im Durchschnitt eben durch seine Arbeit irgend eine Beziehung zu weiteren Interessentumkreisen; er treibt Politik, und wäre es auch nur die niedrigste Interessenpolitik. Er hat Fühlung mit dem öffentlichen Leben. Anders bei der Frau. Die Natur der hausmütterlichen Arbeit, so wie sie sich in der Eigenwirthschaft gestaltete, bedingt nicht Beziehungen zu dem öffentlichen Leben. Die Familie wurde die Welt der Frau schlechthin. Dadurch haben wir in der Bourgeoisie an höchst verdienstvollen, aber dem öffentlichen Leben völlig fremden Frauen eine so große Zahl, daß wir sie als den Durchschnitt bezeichnen können.

Von diesen Frauen hebt sich scharf ab die zu außerhäuslicher Berufsarbeit genöthigte, unfreiwillig emanzipirte Fabrikarbeiterin. Sie steht nur noch mit einem Fuße im Hausmutterberufe alten Stils, mit dem anderen schon im öffentlichen Erwerbsleben. Hier wäre bei der politischen Mündigsprechung des weiblichen Geschlechtes einzusetzen, indem man der industriellen Arbeiterin das Wahlrecht, zwar nicht für den Reichstag, wohl aber für diejenige Körperschaft gäbe, zu der sie direkte Beziehungen hat, die eigens für ihre Interessen mitgegründet worden ist: für das Gewerbegericht. Hier sind ihre Klassen-

und Berufsinteressen vertreten und verfochten durch die Arbeiterbeisitzer. Die Arbeiterin hat ganz die selben Klassen- und Berufsinteressen wie ihre männlichen Kollegen, nur fällt ihr, als der Schwächeren, die Wahrung ihrer Interessen noch schwerer als den Männern. Trotzdem darf sie bei der Vertretung ihrer Interessen nicht mitwirken. Hier ist Wandel nöthig. Das Recht, ihre Berufsvertretung zu wählen, müßte ihr zuerkannt werden. Gegen die Ertheilung des Wahlrechtes zum Gewerbegericht ist thatächlich kein vernünftiger Grund geltend zu machen. Wollte man etwa das Wort *quieta non movere* anführen? Die wirtschaftliche Entwicklung hat längst die Lebensverhältnisse der Arbeiterfrau revolutionirt. Oder will man sich auf das Wort stützen, das hier zur hohlen Phrase wird: „Die Frau gehört ins Haus?“ Wie gern hätte die Arbeiterin ein behagliches Haus! Und wie gern bliebe sie darin! Gebt Ihr nur die Mittel dazu! Oder versteht sie etwa nicht, um was es sich handelt? Sie erfährt es ja an ihrem eigenen Leibe. Oder will man sie vor dem rauhen öffentlichen Leben und dem Verkehr mit Männern schützen? Ja, warum hat man sie denn nicht davor geschützt, in die Fabrik zu müssen, wo sie Schulter an Schulter mit den Männern den Strang zieht?

Wohl aber ist für die Ertheilung des Wahlrechtes, das die Arbeiterin in ihren eigenen Augen heben würde, mehr als ein Grund geltend zu machen, abgesehen davon, daß das Rechtsbewußtsein diesen Schritt ausgleichender Gerechtigkeit fordert. Alles, was die Arbeiterin bewußter und widerstandsfähiger macht, trägt dazu bei, die Unterbietung des Mannes und damit die Frauenarbeit selbst einzuschränken. Alles, was die Persönlichkeit der Arbeiterin und ihr Ansehen hebt, erleichtert ihr auch die Abwehr von Brutalität oder Zudringlichkeit, so gewiß wie Alles die Unsittlichkeit fördert, was die Arbeiterin herabsetzt und zum Freiwillig stempelt, sei es die Lehre von der Unterordnung der Gattung oder die Zusammenstellung im Gefes mit Ehrlosen, Idioten, Verrückten und Kindern, zum Zweck des Ausschlusses von der männlichen Rechtsphäre.

Die Ertheilung des Wahlrechtes zum Gewerbegericht wäre die Einleitung zur Geschichte des Frauenstimmrechtes; das nächste Kapitel könnte dann handeln von dem Wahlrecht innerhalb der Ortsgemeinde für lokale Verwaltungskörper, für Schul-, Armen-, Waisenkommissionen. Die Einbürgerung der Frau in das mütterliche Amt der Lehrerin, der Armen- und Waisenspfliegerin hat den Weg zu diesem Ziele gebahnt. In das Gemeindegewahlrecht schloß sich das Recht, Abgeordnete für die Vertretungskörper im engeren deutschen Vaterlande nach dem dort herrschenden Wahlsystem mitzuwählen. Erst das letzte Kapitel würde das allgemeine aktive Wahlrecht zum Reichstage bilden. In welchem Jahrhundert wird es gedruckt werden? Und wer wird der Verfasser sein?

Elisabeth Smaud-Sähne.



Analyse der Empfindungen.

Nur nunmehr vierzehn Jahren erschien ein kleines Büchlein, das den Titel trug: „Die Analyse der Empfindungen.“ In ihm versuchte Ernst Mach die leitenden Gedanken seiner sinnesphysiologischen Arbeiten im Zusammenhang darzustellen und mit der Auffassung der physikalischen Erscheinungen in Einklang zu bringen, die sich ihm aus seinen erkenntniß-psychologischen Studien ergeben hatte. Man kann nicht sagen, daß dieses Buch seiner Bedeutung entsprechend gewürdigt wurde. Zwar nahmen psychologische Detailarbeiten das eine oder andere Mal darauf Bezug; aber gerade das Wichtigste, was Machs Buch enthielt, die Skizze einer Erkenntnistheorie originellster Art, fand wenig Verständnis. Immerhin mehrten sich in der letzten Zeit die Stimmen, die den erkenntnistheoretischen Untersuchungen eine erhöhte Wichtigkeit auch für die Behandlung psychologischer Detailfragen beilegte; auch begann die Frage nach dem Gegenstande der Psychologie, wie *Was ist die Sache mit dem Bewußtsein?* in der *Philosophie* der *Psychologie* der *letzten* *geweichte*... zweite Auflage von Machs Buch mit ihrer scharfen Hervorkehrung der prinzipiellen Gesichtspunkte ein, zeigt aber gleichzeitig — und Das ist das Bedeutungsvollste —, wie die darin vertretene Auffassung des Psychischen sich langsam aus den sinnesphysiologischen Arbeiten der letzten Jahrzehnte entwickeln mußte.

Die stärkste Anregung erfuhr die moderne Sinnesphysiologie in ihren Anfängen durch Johannes Müllers Prinzip der spezifischen Sinnesenergien, die stärkste Förderung durch Helmholtzens optische und akustische Arbeiten. Johannes Müller hatte den Satz aufgestellt: Jeder Sinnesnerv ist nur einer beschränkten, ihm eigentümlichen Leistung (Energie) fähig; die Sinnesempfindung kommt dadurch zu Stande, daß der äußere Reiz, wie immer er beschaffen sei, diese Leistung des Sinnesnerven auslöst.

Dieses Prinzip ist zunächst nur ein Ausdruck der Tatsache, daß die Mannichfaltigkeit der Leistungen jedes Sinnesnerven eine beschränkte ist. Welcher Reiz auch immer zum Beispiel die Endorgane des Sehnerven trifft, sei es nun Licht, sei es mechanischer Druck, ein elektrischer Strom oder ein im Innern des Auges selbst entstandener Reiz, — immer ist der schließliche Effekt eine Lichtempfindung. Dieser Satz, der alle derartigen, an den verschiedenen Sinnesnerven gesammelten Erfahrungen zusammenfaßte, war in doppelter Beziehung für die Entwicklung der Lehre von den Sinnen bedeutungsvoll. Er enthielt einmal ein Forschungsprogramm, denn er forderte dazu auf, die jedem Sinnesnerven oder, genauer, die jedem spezifisch gebauten Endorgan der Sinnesnerven zukommenden „Energien“ zu finden. Diese Fragestellung war vorbereitet durch das Bestreben, innerhalb der einzelnen Sinnesgebiete, zum Beispiel des Farbensinnes, die einfachsten Elemente zu finden, aus deren Kombination sich die Mannichfaltigkeit des ganzen Erscheinungsgebietes ableiten ließ.

So war es für Maler und Physiker ein altes Problem, die sogenannten Grundfarben zu finden. Dabei blieb es aber meistens völlig unklar, ob es sich um ein physiologisches oder ein physikalisches Problem handelte. Mit dem Moment, wo erkannt war, daß physikalisch verschiedenartige Reize physiologisch gleiche Effekte in den Sinnesorganen hervorzurufen, konnte es nicht mehr zweifelhaft sein, daß hier nur die physiologische Fragestellung nach der Zahl der Energien des

Sinnesnerven zulässig ist. In der That sind besonders die sinnesphysiologischen Arbeiten von Helmholtz zu einem großen Theil nur die Ausführung dieses Programmes. Diese Ausführung war aber in höchst wichtigen Punkten von einer zweiten, wenn man so sagen darf, rein philosophischen Konsequenz beeinflusst: von Müllers Prinzip der spezifischen Energien. Helmholtz hat sie gelegentlich in den Satz gekleidet, daß Müllers Prinzip „in gewissem Sinn die empirische Ausführung der theoretischen Darstellung Kants von der Natur des menschlichen Erkenntnisvermögens“ ist. Diese heute noch von Vielen getheilte Anschauung kann nur so lange als richtig gelten, wie man annimmt, daß Johannes Müllers Fassung seines Prinzips in keiner Weise über die von ihm beobachteten Thatfachen hinausgeht. Wie aber formulirt er es? Zunächst, in engem Anschluß an die Thatfachen, in ähnlicher Weise, wie ich es eben versucht habe. In der weiteren Entwicklung aber heißt es: „Die Sinnesempfindung . . . ist die Leitung einer Qualität, eines Zustandes eines Sinnesnerven zum Bewußtsein . . .“ Hier spricht nun nicht der voraussetzungslose Beobachter, sondern der philosophisch gebildete Physiologe, allerdings nicht nur der durch philosophische Studien gebildete — wie es bei Müller zutrifft —, sondern der durch die Gewalt der in unserer Sprache ankristallisirten Philosophie beeinflusste. Denn die Thatfache, daß ich immer nur Licht sehe, auf welche Weise auch immer der Sehnerv oder seine Endigung gereizt wird, sagt nichts über eine „Leitung zum Bewußtsein“, nichts über ein hinter dem Sinnesnerven und deren Endigung im Gehirn anzunehmendes „Sensorium“, „Bewußtsein“, „Seele“, die wiederum die Erregung des Sehnerven oder seiner Endigung im Gehirn ein zweites Mal wahrnehmen. Die landläufige, von der Mehrzahl der heutigen Physiologen und Psychologen noch immer vertretene Auffassung der Sinneswahrnehmung, die diese in zwei ihrem Wesen nach verschiedene Theile zerlegt: die Reizung des Sinnesorgans, mit der man höchstens die bloße „Empfindung“ parallel gehen läßt, und die Aufnahme dieser Empfindung ins Bewußtsein, trat hier mit dem Schein einer Begründung durch die Erfahrungen der Physiologie auf.

Für die Verwerthung des Prinzips der spezifischen Sinnesenergien als Forschungsprogramm hatte Dies sehr schwerwiegende Folgen. Denn dieses Programm beschränkte die Erforschung der Sinne nicht auf die psychologische Feststellung von Zahl und Art der Empfindungen jedes Sinnes, sondern wies auch auf die Aufschüpfung der physiologischen Beschaffenheit der Nerven oder ihrer Endorgane hin, an die sich jene Leistungen, jene „Energien“ geknüpft erweisen. Nun war aber der Wahrnehmungsvorgang nach der skizzirten Auffassung kein einheitlicher mehr; er zerfiel in den spezifischen Erregungsvorgang und in etwas prinzipiell Andersartiges, in die Fortleitung und Aufnahme dieses Vorganges zum Bewußtsein. Dies forderte dazu auf, bei der physiologischen Analyse der Empfindungs- und Wahrnehmungsvorgänge, bei dem Suchen nach den Nervenvorgängen vorzeitig abzubrechen, aus der Befugnähigkeit der physiologischen Vorgänge in das Gebiet der „Bewußtseins- und Verstandesthätigkeit“, des „Seelenlebens“ hinüberzuspringen und zwischen den reinen Empfindungen und den Wahrnehmungen, die aus diesen und einem Bewußtseinsmoment entstehen, zu unterscheiden. Die Bahnen voraussetzungsloser Vergliederung und Beschreibung waren damit verlassen, die Sinnesphysiologie war in Gefahr, zur Domäne höchst zweifelhafter psychologischer Spekula-

tionen und Hypothesen zu werden. Nicht alle Sinnesgebiete boten für diese „psychologische“ Richtung gleich günstige Bedingungen. Aus Gründen, die hier zu erörtern, zu weit führen würde — sie könnten nur bei genauer Analyse der Vorstellung, die die Vulgärpsychologie vom „Geistigen“ überhaupt sich bildet, gewürdigt werden —, waren es die variableren Erscheinungen der Sinnesfähigkeit, an die diese Theorien mit Vorliebe anknüpften. Die Erscheinungen des Farbkontrastes und der Raumempfindungen gehören unter Anderem hierher.

Die skizzierte Auffassung der Sinnesfähigkeit hat ihren größten und allerdings auch besonnensten Vertreter in Helmholtz gefunden, durch dessen große Autorität sie auch heute noch fortwirkt. In den Köpfen einiger Forscher war aber doch das in Müllers Prinzip liegende Programm stärker als seine metaphysische Ausdeutung. An ihrer Spitze steht wertwürdiger Weise Johannes Müller selbst. Seine Anregungen sind aber aus mancherlei Gründen nicht zur Wirksamkeit gelangt und erst Hering's und Mach's Arbeiten brachten sie zu voller Geltung. Bei Hering mit einer genialen instinktiven Sicherheit, die ihn mit einem Minimum von philosophischen Voraussetzungen an die sinnesphysiologischen Probleme herantreten läßt, bei Mach, dem philosophischer angelegten Kopf — er, der kein „Philosoph“ sein will, möge diesen Ausdruck verzeihen —, mit größerer prinzipieller Klarheit.

An einem Beispiel aus der Theorie des Raumsinnes lassen sich die Differenzen der beiden Standpunkte klar machen. Für Helmholtz und mit ihm für alle jene, die eine Spaltung des Wahrnehmungsvorganges annehmen, „sind die Sinnesempfindungen für unser Bewußtsein Zeichen, deren Bedeutung verstehen zu lernen, unserem Verstande überlassen ist.“

Für die vom Auge abhängigen Raumwahrnehmungen sind jenes Rohmaterial von Empfindungen die an die Reizung der einzelnen Netzhautpunkte geknüpften „Vokalzeichen“, die sich mit den bei den Mißbewegungen des Auges — angeblich — auftretenden „Muskelgefühlen“ verknüpfen (assoziiert). Aus der Mannichfaltigkeit dieser geschnäblich wiederkehrenden Verknüpfungen baut nun der Verstand das System unserer Raumwahrnehmungen auf.

Daß keine Thatfache der Entwicklung des Individuums oder der Gattung ein zunächst unräumliches Sehen, aus dem die „Erfahrung“ erst ein räumliches macht, vermuthen läßt, kann hier außer Betracht bleiben. Hier haben wir nur festzuhalten, daß das „Bewußtsein“ wie ein wissenschaftlicher Geometer verfährt, der an dem Rohmaterial der Empfindungen seine Untersuchungen anstellt, Zusammenhangsreiches zusammenstellt, Verschiedenes trennt. Seine Thätigkeit ist die des reinen, abstrakten Verknüpfens. Dabei stößt es auf allerhand Mängel seines wissenschaftlichen Instrumentes, der organischen Einrichtungen des Auges, die dann verschiedene Fehler, Sinnestäuschungen genannt, nach sich ziehen. Nun stieß Mach auf Thatfachen im Raumsehen, die sich dieser Auffassung gar nicht fügen wollen, nämlich das unmittelbare Sehen der Keilförmigkeit und der Symmetrie räumlicher Gebilde. Zwei geometrisch kongruente Quadrate werden verschieden gesehen, wenn das eine auf der Spitze, das andere auf der Seite steht. Dieser unmittelbare Eindruck der Verschiedenheit bleibt auch bestehen, wenn sie mit Veuchtsfarbe gezeichnet im absolut dunklen Raum gesehen werden, also kein weiteres optisches Datum über die Orientirung der Spitze oder der Seite nach unten

Auskunft giebt. Andererseits sehen wir unmittelbar die Gleichheit der Gestalten in einer Reihe unregelmäßiger, geometrisch identischer Alege, sofern sie gleich oder symmetrisch zur Medianebene des Beschauers sind. Das heißt: zu jener Ebene, die den Kopf in eine rechte und eine linke Hälfte theilt. Verdreht man die beiden Alege genügend gegen einander, so werden sie nicht mehr unmittelbar gleich gesehen, sondern erst ein komplizirterer Prozeß des Verdrehens oder Darüberlegens oder Abmessens — Das heißt: eine Zwischenschaltung von Operationen, die die physiologischen Bedingungen des unmittelbaren Sehens der Gleichheit wiederherstellen — erlaubt das Sehen der optischen Identität. Die verschiedenen Arten der Symmetrie, die Mediansymmetrie und die centrische, bedingen dann wiederum ein verschieden leichtes Sehen der optischen Identität der Gestalten. Alle diese Erscheinungen sind Sache der unmittelbaren Empfindung und haben mit den Verstandesoperationen nichts zu thun; eben so wenig wie die Verschiedenheit der Raumempfindungen, die mit dem Blick nach oben und dem Blick nach unten verbunden sind. Es folgt daraus, daß die optische Aehnlichkeit der Raumgebilde auf das unmittelbare Sehen der Gleichheit der homologen Richtungen zurückgeführt werden kann. Nun sind diese Richtungen nichts weiter als eine bestimmte Orientirung der Raumgebilde zu unserem Körper; und unter diesen Orientirungen erweisen sich einzelne, wie die symmetrische, wieder als besonders ausgezeichnet. Es ist daher eine sich ganz natürlich ergebende Folgerung, eine der Bedingungen für das Zustandekommen dieser Raumempfindungen in der Organisation unseres nervösen Sehapparates zu suchen. Diese Auffassung fügt sich auf das Beste Dem ein, was wir über die von nervösen Centralorganen abhängige Koordination der Augenbewegungen wissen. Wir müssen also, um es in eine kurze Formel zu fassen, für das Sehen von Aehnlichkeit und Symmetrie eine spezifische Energie des Sehnerven und seiner Hirnendigungen annehmen.

Es leuchtet ein, daß die ältere, intellektualistische Raumtheorie mit einigen guten Willen es auch zu einer Art von Erklärung der beschriebenen Phänomene bringen kann. Das „Bewußtsein erkennt“ eben, daß die Aetzung symmetrisch zum Medianschnitt der (Doppel-) Aehant auf ihr gelegener Punkte etwas Besonderes ist. Es leuchtet aber eben so ein, daß diese Formulirung eigentlich die der neuen Auffassung ist, verwehrt um eine durch nichts gebotene Verdoppelung des Vorganges, der sich einmal in den nervösen Sehorganen und dann noch einmal im Bewußtsein abspielt. Will man aber die ganze Forderung unserer Einsicht, die in Nachs Auffassung liegt, würdigen, so muß man sich erinnern, daß der älteren Raumtheorie alle diese Dinge überhaupt nicht als Problem erschienen sind. In der physiologischen Optik von Helmholtz sucht man vergebens nach einer Silbe über das Sehen von Symmetrie und Aehnlichkeit. Und Das ist, im Grunde genommen, auch ganz begrifflich; denn wenn man das Raumssehen in letzter Instanz dahin erklärt, daß eben das Bewußtsein aus dem Rohmaterial der Vokalzeichen die ganze Mannichfaltigkeit der Raumempfindungen schafft, dann hat man, wenn nicht sehr auffallende Erscheinungen dazu nöthigen, keine Veranlassung, an die physiologischen Bedingungen, wie sie in der Organisation unseres Sehapparates gegeben sind, anzuknüpfen. Die ganze Theorie wird zu einem Hinderniß, in die speziellen Probleme des Raumsiehens einzubringen. Dazu kommt noch ein weiteres, noch wichtigeres Bedenken. Als ein voll-

Kommen leeres und abstraktes Verknüpfungsprinzip läßt das Bewußtsein alle durch seine ausgebliebene Thätigkeit entstehenden komplizirteren Raumeempfindungen als gleichartig erscheinen. Der optische Raum, wie wir ihn Mc fortwährend vor uns sehen, und der Raum des Geometers fallen zusammen, sind nach dieser Anschauung das Selbe. Die von Mach angeführten Thatsachen zeigen aber, daß Dies nicht der Fall ist, daß optische und geometrische Kongruenz von Raumgebilden psychologisch verschiedene Dinge sind. Dieses Nichtzusammenfallen von gesehenem optischen und gemessenem geometrischen Raum hat eine nicht genug zu würdigende allgemeine psychologische Seite. Wir haben hier einen außergewöhnlich klaren Fall vor uns, um das Wesen der intellektuellen Thätigkeit überhaupt aufzuklären. Das unmittelbare Sehen der optischen Gleichheit ist nämlich offenbar das Einfachere, das genetisch Primäre, während die Verstandesthätigkeit, durch die die geometrische Gleichheit konstatiert wird, in der Zwischenschaltung von Operationen besteht, die wir uns hier durch einfache Handgriffe repräsentiert denken können. Das Endglied dieser Operationen ist die Herstellung der Bedingungen für das unmittelbare Sehen der Gleichheit. Die intellektuelle Thätigkeit erweist sich also als der durch Zwischenglieder bereicherte physiologische Vorgang, der Verstand wird zum Spezialfall dieses Vorganges.

Die Analyse der Ähnlichkeit- und Symmetriempfindung, die ich hier wiederzugeben versuchte, soll nur als ein einfaches Beispiel der Methode Machs dienen. Viele seiner übrigen, die Bewegung-, die Kontrast-, Helligkeit- und Tonempfindungen betreffenden Untersuchungen führten noch viel tiefer in die entwickelten physiologischen Bedingungen der Sinnesempfindungen hinein. Um nur Eins hervorzuheben, sei der Aufklärung gedacht, die seine Untersuchung der von bestimmten Theilen des inneren Ohrs abhängigen Raum- und Bewegungsempfindungen brachte. Die von Mach und in wenig abweichender Form gleichzeitig von Josef Breuer über die Funktion dieses Organs entwickelte Theorie hat sich zahlreichen Angriffen gegenüber in allen wesentlichen Punkten siegreich behauptet. Die ganze Reihe der Untersuchungen ist zusammengehalten durch ein methodisches Prinzip, das Mach in seinen älteren Arbeiten als das des psychophysischen Parallelismus bezeichnet. So viele Empfindungsqualitäten in einem Empfindungsvorgang zu unterscheiden sind, so viele physiologische Prozesse müssen angenommen werden. Die Aufgabe der Lehre von den Sinnen ist also eine doppelte. Erstens hat sie Zahl und Art der jedem Sinnesorgan zukommenden Empfindungen festzustellen, zweitens die zugehörigen physiologischen Prozesse zu finden. Man sieht, daß hier der Erfahrungsinhalt des millerischen Prinzips in präziser Fassung wieder auftritt. Die in diesem Prinzip eingeschlossene Methode hatte sich Mach in zahlreichen Einzeluntersuchungen bewährt. Der nächste große Schritt führte nun dahin, daß dieses Prinzip selbst wieder psychologisch analysiert wurde. Man konnte fragen: Welchen Sinn hat es eigentlich, wenn man bei diesen Untersuchungen vom „Psychischen“, von einer „Empfindung“ spricht? Welcher Thatbestand liegt vor, wenn der Physiologe konstatiert, daß einer bestimmten Farben-„Empfindung“ ein bestimmter physiologischer Prozeß zugeordnet, daß sie von ihm abhängig ist? Die Antwort, die Mach auf diese Frage mit völliger Klarheit zuerst in den „antimetaphysischen Vorbemerkungen“ der ersten Auflage der „Analyse der Empfindungen“ gegeben hat, lautet: Der Thatbestand

ist kein anderer als der durch die Methode der Untersuchung selbst gegebene; wenn ich von der Farbenempfindung spreche, so heißt Dies, daß ich eben die Abhängigkeit dieser Farbe A von bestimmten physiologischen Prozessen untersuche; nur in der auf den zugehörigen physiologischen Prozeß gelegenen Richtung der Untersuchung liegt das Recht, den Ausdruck „Empfindung“ zu gebrauchen. Untersuche ich die Abhängigkeit der Farbe A etwa einer Flamme von der speziellen Natur des Verbrennungsprozesses, so ist die Farbe ein physikalisches Objekt. Im ersten Fall treibe ich Psychologie, im zweiten Physik.

Mit Dem, was man gewöhnlich unter psychophysischem Parallelismus versteht, hat diese Anschauung nur wenig gemein. Die Parallelismus-Hypothese im engeren Sinn nimmt ja, wenigstens bei ihren klaren Vertretern wie Fechner, das Geistige als eine Innenseite des Physischen an, als ein Etwas, das eine ihm eigenthümliche Gesetzmäßigkeit zeige und dessen Unterscheidung vom Physischen, im Grunde genommen, eben so selbstverständlich und eben so wenig analysierbar ist wie die zweier Farben für den Vollstunigen. In der Durchbrechung dieses verbreiteten Vorurtheiles und der Erkenntniß, daß hier ein Problem vorliegt, besteht die Größe von Machs Leistung. Ob man der Ueberwindung des Dualismus, die diese Anschauung enthält, zustimmt, ob man sich bereit erklärt, den Gegensatz des Physischen und Psychischen auf den Unterschied der Forschungsrichtung von der Physik und der Psychologie zu reduzieren: Das hängt davon ab, ob man die Analyse des Thatbestandes der psychologischen Untersuchung, wie sie Mach giebt, für vollständig hält oder nicht. Siegt, wenn ich Farbenempfindungen untersuche, wirklich nichts weiter vor als die Frage nach den zugehörigen physiologischen Prozessen in der Netzhaut und im Nervensystem? Es wird wenige Leser geben, die darauf nicht mit dem Satz antworten werden: Gewiß liegt noch etwas Weiteres vor, nämlich die Thatfache, daß ich diese Empfindung habe; und gerade dieser Umstand ist es, der die Untersuchung zu einer psychologischen macht. Die Beantwortung dieses Einwandes giebt Mach in einer Zergliederung des „Ich“. Er sagt: Aus der Masse von Tönen, Farben, gesehenen und getasteten Räumen mitfammt ihren Gefühlbetonungen, die wir erleben, hebt sich ein gewisser auch aus diesen Elementen bestehender Komplex heraus, dessen Kern das Gesicht-, Tast- und — wenn man so sagen darf — Gefühlsbild meines eigenen Körpers ist. Dieser Komplex zeichnet sich vor den anderen Komplexen, die wir vorfinden, durch eine größere Beständigkeit, durch eine größere Zähigkeit des Zusammenhanges aus, ohne aber von diesen wesentlich verschieden zu sein. Das spricht sich schon darin aus, daß die Grenzen dieses Komplexes fließende sind. Das und sonst nichts ist das „Ich“, eine praktische, „denkökonomische Einheit“. Das „Ich habe die oder die Farbenempfindung“ heißt demnach nichts Anderes als: Zu den Elementen, die den Komplex „Ich“ bilden, kommt ein neues Element, eben diese Farbenempfindung, hinzu. Die Thatfache des „Ich“ ist, wie man sieht, selbstverständlich, anerkannt; die Analyse ergiebt aber, in Annäherung an ein Resultat Humes, daß dieses Ich etwas ganz Anderes ist als das alte erkenntnistheoretische Subjekt, das die Empfindungen hat. Als Mach in der ersten Auflage des erwähnten Werkes diese Anschauung formulierte, lag in dem Pult eines bis dahin wenig gekannten Denkers das Manuskript einer Schrift, die für alle die hier berührten prinzipiellen Probleme zu den selben Resultaten

kam. Dieser Mann war Richard Avenarius, Professor der Philosophie in Zürich (gestorben 1896). Das Buch, das zu den mit Machs Anschauungen übereinstimmenden Resultaten kam, erschien 1890 und trägt den Titel: „Der menschliche Weltbegriff.“ Es dürfte ein in der Geschichte der Philosophie wohl völlig vereinzelt dastehendes Faktum sein, daß zwei in völliger Unabhängigkeit von einander lebende, in ihrem Bildungsgang, aber auch in den Ausgangspunkten grundverschiedene Forscher zu fast völlig übereinstimmenden Ergebnissen gelangt sind wie Avenarius und Mach. In einzelnen wichtigen Formulierungen wird die Übereinstimmung eine nahezu wörtliche. Am Merkwürdigsten aber ist, daß sie auch in einer, mit den hier berührten erkenntnistheoretischen Problemen nur in losem Zusammenhang stehenden Frage, in der Auffassung des menschlichen Denkens als eines ökonomisierenden Prozesses, übereinstimmen. Freilich ist hier der Grund zur Übereinstimmung in der gemeinsamen Quelle der Anregung, der modernen biologischen Auffassung aller lebender Wesen, zu finden. In einer kleinen, 1876 erschienenen Schrift, „Die Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes“, hatte Avenarius versucht, das gesammte theoretische Denken als eine Erhaltungerscheinung aufzufassen. Organüber. von. Siderwagen., sic. de. Seele.“ hoch, von. Hinzutreten. neuer. Vorstellungen bei dem Auftauchen eines Problems erleidet, verhält sie sich erhaltend, indem sie die neuen Eindrücke den alten möglichst anzunählichen sucht und in der Problemlösung möglichst eingedebte Vorstellungen benutzet. Mit anderen Worten: die Seele arbeitet mit einem Minimum von Kraftaufwand. Diese Gedankengänge, zu denen Machs Rede „Die ökonomische Natur der physikalischen Forschung“ viele Anklänge bietet, stehen mit ihrer Auffassung von „Seele“, „Vorstellungen“ und ähnlichen Begriffen noch ganz auf dem Boden der alten Psychologie; aber schon weisen Begriffe wie „Minimum des Kraftaufwandes“ unverkennbar darüber hinaus. Denn was sollen diese den Erscheinungen der Physik entnommenen Begriffe im Reich des Psychischen, wenn sie nicht lediglich geistreiche Bilder sein sollen? Einen viel verständlicheren Sinn würden sie schon in ihrer Anwendung auf physiologische Verhältnisse haben, wo ja außerdem die Auffassung der Organismen als Systeme, die sich gegenüber den Störungen der Umwelt zu erhalten suchen, so glänzend bewährt hat. Es lag also nah, mit dem Begriff „Minimum des Kraftaufwandes“ bei psychischen Leistungen Ernst zu machen und diesen Kraftaufwand in den physiologischen Prozessen des Gehirns aufzusuchen.

War dieser Weg aber auch gangbar? Bestand nicht für den Schüler des deutschen erkenntnistheoretischen Idealismus das Verbot, diesen Weg zu betreten, wenn es sich um eine Theorie des Erkennens handelt? Das „unmittelbar Gegebene“, von dem man ausgehen müsse, war ja das „Bewußtsein“. Freilich war die konkrete Forschung über dieses Verbot schon längst hinausgegangen; Alles, was sich mit mehr oder weniger Recht physiologische Psychologie nannte, viele sinnesphysiologische Arbeiten zum Beispiel, hatten die physiologischen Prozesse zur Erklärung der psychischen Erscheinungen herangezogen, ohne viel nach dem unmittelbar Gegebenen zu fragen. Das Zurückgehen auf das Physiologische war hier — man denke an Müllers Prinzip — eine methodische Forderung, ein Programm. Und unter diesem Gesichtspunkt mußte es zulässig sein, alle Erscheinungen des menschlichen Bewußtseins von Hirnprozessen abhängig zu denken und diese Hirn-

prozesse in ähnlicher Weise zu erschließen, wie etwa Hering aus den Erscheinungen des Farbensiehens die Netzhautprozesse ableitete. Den grandiosen Versuch, dieser Forderung gerecht zu werden, hat Richard Koenarius in der „Kritik der reinen Erfahrung“ gemacht, allerdings unter der einen wichtigen Einschränkung, daß das Erkennen nur als Erhaltungserscheinung des Gehirns aufgefaßt ist. Der „Philosoph“ war in Koenarius aber viel zu mächtig, als daß er diesen Weg so betreten hätte, wie es wohl der Detailforscher hätte thun können: mit völliger Klarheit über den hypothetischen Charakter seiner Annahme, mit dem Willen, eben nur so weit zu gehen, wie die Hypothese führt. Noch vor Vollenbung der „Kritik der reinen Erfahrung“ suchte er über die Frage Klarheit zu gewinnen, was es mit jenem unmittelbaren Gegebensein des Bewußtseins, jenem Finden der Empfindungen im „Ich“, im „Subjekt“, auf sich habe. Koenarius findet die Lösung zunächst in einer Beschreibung des Verhältnisses, in dem sich der naive, von keiner philosophischen Theorie berührte Mensch findet, aber auch in der Aufdeckung des Fehlschlusses, der zu jener Theorie vom „Bewußtsein“ geführt hat. Er sagt: Kein naiver Mensch findet — sagen wir: — einen Baum irgendwie als Empfindung in seinem Bewußtsein, sondern immer nur als Bestandtheil seiner Umgebung; Dies gilt auch dann, wenn der Baum nicht gesehen, sondern nur erinnert wird; auch das blasse Gedankenbild steht in keinem anderen Verhältniß zum Beschauer als der gesehene Baum; eben so wenig, wie ich etwa das Nachbild der Sonne in mir finde, wenn ich die Augen schliesse; ich sehe es vielmehr immer nur vor mir. Suche ich die Wahrnehmungen eines anderen Menschen zu zergliedern, so darf ich, wenn ich die logisch zulässige Analogie nicht überschreiten will, über das Selbstbeobachtete nicht hinausgehen; ich darf auch von den Mitmenschen nur annehmen, daß sie die Gegenstände vor sich in ihrer Umgebung sehen. Die primitive Philosophie hat aber mehr gethan: sie hat zur Erklärung der Thatfache, daß ein Gegenstand nicht nur gesehen, sondern auch gedacht und geträumt werden kann, angenommen, daß die Gegenstände und schließlich die ganze Welt irgendwie in das zunächst ganz Leiblich gedachte Innere des Menschen eingehen. Diese Einlegung der Gegenstände ist die Wurzel des Dualismus; denn nun war neben der äußeren materiellen Welt eine zweite, im Innern des Menschen befindliche geistige Welt geschaffen: das menschliche Individuum bestand nun aus Körper und Seele. Die ursprünglich einheitliche und für den naiven Menschen auch heute noch einheitliche Welt war verdoppelt, war in eine geistige und körperliche Welt zerfallen. Jetzt konnte auch das grandiose und tragische Schauspiel der Geschichte der Philosophie beginnen: das Verhältniß dieser beiden Welten immer von Neuem zu bestimmen. Nur das Aufgebot unendlichen Scharffinns ermöglichte es, aus Dem, was die primitive Anschauung ohne viel Bedenken eingelegt hatte — den Dingen selbst nämlich —, Etwas zu machen, das, dem Stande der Erfahrungswissenschaft entsprechend, im Innern des Menschen angenommen werden konnte. So entstanden im Laufe der Entwicklung die mannichfaltigen Abwandlungen der ursprünglichen naiven Seelensubstanz, die wir als „innerer Sinn“, als „Bewußtseins-

Friedrich Albert Lange treffend ausgedrückt hat, vor uns haben. Die ohne Ueberschreitung der Erfahrung, ohne „Einlegung“ gestellte Aufgabe, das wechselnde, von ihnen selbst erlebte Verhalten der menschlichen Individuen gegen ihre Um-

gebung zu analysieren, bleibt natürlich auch für Avenarius bestehen und wird von ihm in Übereinstimmung mit Mach so formuliert, daß die Wissenschaft die Aufgabe hat, die physiologischen Veränderungen des Nervensystems zu suchen, von denen dieses Verhalten abhängig ist.

Wer sich diesen Gedankengängen zum ersten Male nähert, wird, sofern er ihnen zustimmen vermag, eines Gefühls der Enttäuschung sich nicht erwehren können. Soll hinter diesen metaphysischen Fragen wirklich nichts weiter stecken? Avenarius hat dieses gerade bei der Lösung schwieriger Probleme besonders typisch und eindringlich auftretende Gefühl in einem der tiefinnigsten Abschnitte der „Kritik der reinen Erfahrung“ eingehend gewürdigt. In der Problemlösung sieht er die Rückführung des Unbekannten auf das Bekannte, eine Art von geistiger Heimkehr. Aber bei keiner Problemlösung kehren wir unverändert in die Heimat des Bekannten zurück. Gewiß ist, daß die Anschauungen von Avenarius und Mach eine Revision der gesamten Psychologie fordern; thöricht wäre es aber, zu glauben, in Folge Dessen sei Alles, was die Psychologie bis jetzt geleistet hat, nun veraltet. Zahllose Ergebnisse sind allerdings in der Sprache der Seelen- und Bewußtseinshypothese ausgesprochen, enthalten aber wirkliche Erfahrungen und Beobachtungen.

Entspricht es doch gerade Avenarius' Anschauung, daß auch der Annahme des Physischen als eines selbständigen Erscheinungsgebietes ein Thatfachenkern zu Grunde liegt, der nur bisher mit über den Thatbestand hinausgehenden Zuthaten formuliert wurde. Zweifellich manche, noch dazu recht berühmte Probleme der Psychologie werden bei dieser Reinigung vollständig verschwinden. So wird die altberühmte Frage, die für spekulative Physiologen so viel Anziehungskraft hatte, weshalb wir nämlich das auf der Netzhaut des Auges entstehende Bild der Gegenstände „nach außen verlegen“, völlig gegenstandslos. Denn das „Innere“, aus dem heraus wir das Bild nach außen projizieren sollen, existiert gar nicht; und die Aufgabe, die bleibt, die besondere Natur der nervösen Prozesse, mit denen das Raumsehen verknüpft ist, zu bestimmen, hat mit der alten Frage nichts mehr gemein. Weit bedeutungsvoller als die Ausschaltung falsch gestellter Probleme muß dieser neue Standpunkt der Psychologie für die Aufstellung konkreter neuer Probleme werden. Die „Analyse der Empfindungen“ und die „Kritik der reinen Erfahrung“ belehren gleich nachdrücklich darüber, welche Fülle bisher übersehener psychologischer Fragen neu zu Tage tritt. Uebersehen wurden sie zum Theil, weil metaphysische Mittelwesen, wie das „Bewußtsein“, die „Apperzeption“, als eigenthümlich wirkende Wesenheiten Scheinlösungen finden ließen, ganz eben so wie einst die „Lebenskraft“ in der Physiologie.

Großes hat schließlich auch noch die werdende empirische Weltanschauung von dieser psychologischen Richtung zu erwarten; sie verspricht als Führerin durch die konkrete lebendige Erfahrung besonders werthvolle Dienste. Man vergißt nur allzu leicht, daß auch, wer nie das Wort Psychologie gehört hat, unter dem Bann metaphysisch-psychologischer Anschauungen unserer Vorfahren steht, die er in der Sprache ohne Wissen von ihrer Herkunft übernommen hat. Wie viel von ältester und alter Metaphysik lassen Worte wie „Wille“, „Idee“, „Begriff“ und ähnliche Ausdrücke in Jedem von uns miterklingen! Gewiß hat die alte, nur introspektive Psychologie viel Schönsbares über diese Dinge ermittelt. Ihre Grundvoraus-

setzung, die Annahme des Psychischen als eines vom Physischen dem Wesen nach Verschiedenen, schloß aber stets die Versuchung mit ein, über die analytischen Ergebnisse hinauszugehen und aus psychologischen Komplexen metaphysische Wesenheiten zu machen. Ein deutliches Beispiel hierfür giebt die gangbare Anschauung von dem Wesen der Begriffe. Bis weit hinein in das Denken des praktischen — auch des politischen — Lebens findet man die Tendenz, sie im Sinn Platons aufzufassen, ihnen eine von ihren Trägern, von den sie erzeugenden Gehirnen und Umständen unabhängige Existenz zuzuschreiben. Der, dem der Weg, solche geistige Wesenheiten anzunehmen, versperrt ist, wer die Gründe hierfür bis ins Einzelne durchdacht hat, wird in diese Gefahr nicht kommen. Wir brauchen nur mit Nach uns die Begriffe als Anfangsglieder weiterer, komplizierterer, im Konkreten liegender Operationen zu denken. „Wenn wir abstrakte Begriffe anwenden“, sagt Nach, „so ist Dies ein einfacher Impuls zu einer sinnlichen Thätigkeit, welche nur sinnliche Elemente herbeischafft, die unseren ferneren Gedankenlauf der Thatsache entsprechend bestimmen können.“

Gewiß ist mit allen diesen Anfängen kein System des Empirismus gegeben, ja, vielleicht ist in ihnen noch nicht einmal die völlige Aufdeckung und Ueberwindung aller Wurzeln des Dualismus enthalten. Man vergeße aber nicht, daß der echte Empiriker gar kein „System“ im alten Sinn des Wortes will, daß das Eigenthümliche seiner Weltansicht, nach einer treffenden Bemerkung Nachs, gerade in dem Sichabfinden mit ihrer Unvollkommenheit liegt. Nicht von dem Philosophen Avenarius, sondern von dem Naturforscher Nach stammt dieser Satz. Ein charakteristischer Unterschied, dem sich noch mancher ähnliche hinzufügen ließe. Bei aller Uebereinstimmung in den Endresultaten waren eben die Forschungswege der beiden Denker doch verschieden. Bei Nach ist es die zu vollkommener Klarheit gekommene Methode seiner Einzeluntersuchungen, die ihn zu seinen Anschauungen führte; bei Avenarius überwiegt das Bedürfniß des Systematikers. Bei Nach liegt die Stärke in der Unmittelbarkeit und Naivität seiner Sätze, bei Avenarius in einem mächtigen formalen Bedürfniß, das ihn zu den so charakteristischen unerbittlichen Fragestellungen führte. Durch einige unscheinbare Wendungen der hergebrachten psychologischen Formulierung bringt Nach das Neue, während Avenarius es einer formal logischen Kritik der überlieferten Theorie der Wahrnehmung verdankt. Nachs Art der Darstellung ist formell anspruchlos und oft geradezu skizzenhaft, auch da, wo er das Tiefste zu sagen hat; bei Avenarius, dem nur in seinen Konsequenzen moderner Denker, schreitet die Entwicklung in einem klassischen Freskostil vorwärts. Wer aber erfahren will, wie eindrucksvoll Nachs Art ist, blicke in die „Analyse der Empfindungen“: an nicht wenigen Stellen wird er gewahr werden, wie der Autor hinter den abstraktesten Erörterungen mit einer kaum merkbaren Veränderung des intellektuellen Tonfalls plötzlich den Menschen Nach sichtbar werden läßt. Nur die höchste Meistererschaft, nur die Beherrschung des Gegenstandes vermag Dies. Die so gewonnene Kenntniß der Persönlichkeit Nachs ist nicht der kleinste Gewinn, der dem Leser seines Buches zu Theil wird.

Wien.

Dr. Rudolf Blassat.

Einst und Jetzt.

Surze Zeit nach dem läbeder Parteitag der Sozialdemokratie erschien der erste Band der vom Dr. Mehring mit großer Sorgfalt herausgegebenen Jugendschriften von Marx, Engels und Lassalle. Lübeck war eine wichtige Etappe auf dem Entwicklungswege der Sozialdemokratie von einer Partei, die für die höchsten und letzten Ziele der Menschheit kämpfen wollte, indem sie die Gesellschaft aus dem heutigen Chaos und dem morgenden Untergang in Ordnung und Gesetz hinüberführte, zu einer Partei, die nur noch die bestimmten Interessen einer einzigen Bevölkerungsklasse vertritt, wie es mit Ausnahme des Centrums, der letzten Gruppe mit idealen Zielen, und den paar Polen, Weisen und Elsäffern alle anderen Parteien auch thun. Manchem sind hier Jugendillusionen versunken; die nicht dem Proletariat Angehörigen, die dem früheren Ziel näherzukommen suchten, werden geringe Neigung haben, die bloß egoistischen Bestrebungen der an sich werthlosesten und uninteressantesten Klasse, der Arbeiter, zu theilen. Da mag es denn ein wehmütiges Vergnügen gewähren, jetzt in diesem Bande zu blättern, der die ersten ungetrübten, begeisterten, genialen und ahnungsvollen Grundarbeiten zu einer politischen und sozialen Anschauung enthielt, in deren Bann mehr oder weniger wir Alle gelebt haben.

Im politischen Leben spielen ja oft Illusionen eine größere Rolle als Wirklichkeiten. Bald nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes, als die freudige und opfermuthige Jugendliebe der Partei verschwand, die über so manche Schwächen hinwegtäuscht hatte, und die nun an die wachsende Partei herantretenden wirklich politischen Aufgaben gar nicht gelöst, sondern immer nur die stets sinnloser werdenden alten Sätze mechanisch wiederholt wurden, hat sich wohl Mancher besonnen, ob denn wirklich die Arbeiterklasse für die große Aufgabe bestimmt sei, die ihr Marx zuschrieb. Neue wirthschaftliche Erscheinungen und andere Deutung der alten ließen zweifeln an der Werththeorie Ricardos und damit an der Grundlage der hohen sozialen Werthschätzung der Arbeiter. Das aber hätte wenig bedeutet, hätten nicht die Arbeiter selbst mit dem ihnen eigenen Instinkt fürs Reale — auch eine schöne Täuschung von Marx, daß der theoretische Sinn, der den gebildeten Klassen in Deutschland abhanden gekommen ist, bei den Arbeitern neu aufgewacht sei! —, in Lübeck durch die Zurechtweisung Bernsteins, auf dessen Person sich zufällig die Sache zuspizte, bewußt und klar ausgesprochen, daß sie eine wissenschaftliche Weiterentwicklung ihrer Lehren nicht annehmen wollen, weil der alte Stand ihnen schmeichelhafter und nützlicher zu sein scheint. Damit fällt natürlich jede Möglichkeit der politischen Illusion eines über ihre Klasse hinausreichenden Interesses.

Es handelt sich ja um einen typischen Prozeß. Der Grundbesitz wie das Kapital haben eben so ihre allgemein sozialen Aspirationen gehabt wie bis Lübeck die Arbeit. Die alte konservative Soziallehre faßte den Grundbesitz als ein gesellschaftliches Amt auf; aber natürlich konnte sich solche Anschauung nicht halten, als die Möglichkeit erschien, ihn als Mittel zu bequemem Leben und prunkender Vornehmheit zu mißbrauchen; trotzdem zuletzt Rohdertus noch warnte, daß die Klasse, geschweige der Stand, damit ihr eigenes Grab bereite, folgte sie den Lockungen, mit dem Erfolg, daß sie heute vor einer entsetzlichen Krise steht, vor der sie sich nur für ein paar Jahrzehnte durch eine bewußte Schädigung des ganzen übrigen Volkes retten kann. Das Kapital hat zwar nie den Ehrgeiz gehabt, eine Organisation der Gesellschaft zu schaffen, wie Grundbesitz und Arbeit; aber es hat als Vorkämpfer der Gesellschaft unhaltbar gewordene alte Zustände beseitigt. Seiner Natur nach konnte es nicht so großartige Theoretiker haben wie Grundbesitz und Arbeit; aber doch hat ein Sismondi noch gewarnt vor einem Weitergehen im Klassenegoismus und die Katastrophe vorhergesagt, die im zwanzigsten Jahrhundert eintreten wird. Nun hat auch die letzte noch sozial empfindende Klasse den allgemeinen Weg eingeschlagen. Und so bietet denn heute unsere Menschheit das entsetzlichste Bild dar: auf einem engen Kahn, der auf der weiten See verlassen vor einem nahenden Sturm hintreibt, sind drei Ruderer, die ihn mit vereinten Kräften vielleicht in den Hafen zu retten vermöchten; aber statt sich gemeinsam anzustrengen, kämpfen sie gegen einander und ringen, wer den Nächsten ausplündern soll; und vielleicht schlägt in Folge ihrer thörichten Bewegung der Kahn noch eher um, als das Unwetter vom Himmel sich entladet.

Wie alles Jugendliche und Starke, so bieten auch die ersten Schriften der Begründer der Sozialdemokratie eine wahre Erfrischung. Wie reich müssen sich die Männer damals vorgekommen sein, welches Glück müssen sie genossen haben in ihrer Hoffnung und Stärke! Die bedeutendsten Arbeiten sind die Artikel aus den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“, die nur zu einem einzigen Doppelheft gediehen sind. Aber auch in den früheren Abhandlungen findet man viel Schönes und Großes.

Wir genießen nun heute schon so lange die Pressefreiheit, daß wir ihre Folgen recht deutlich zu erkennen vermögen. Unzweifelhaft hat sie die Entwicklung der Schriftstellerei zum Gewerbe — zwar nicht vermindert, aber doch — befördert. Immer seltener wird der Vorgang, daß ein Mann, der der Welt Etwas zu sagen hat, seine Gedanken aufschreibt und das Manuskript einem Verleger übergibt, der es drucken und an die Leute bringen soll, die durch die Gedanken des Autors nach seiner Meinung besser oder klüger werden sollen oder einen hohen ästhetischen Genuß haben; immer häufiger begründet ein Mann mit Kapital einen Verlag, eine Zeitung oder Zeitschrift, in der

Hoffnung, recht viel Geld zu verdienen, und sucht Schriftsteller, denen er aufträgt, so zu schreiben, daß recht viele Leute das Buch oder die Zeitung lesen; diese Schriftsteller findet er, da die Möglichkeit, durch solches Schreiben das Brot zu erwerben, eine ganze Menschenklasse geschaffen hat. Recht viele Leser bekommt das Unternehmen des Verlegers aber nicht, wenn diese Autoren in der Absicht schreiben, zu bessern, zu belehren oder einen hohen ästhetischen Genuß zu bereiten, sondern, wenn sie den Neigungen der Leser entgegenkommen. Für diese Neigungen giebt es verschiedene Grade, je nachdem der Umfang des Leserkreises ist, denn natürlich wird mit der zunehmenden Menge d-s Bedürfnis roher, der Widerstand gegen Belehrung und Besserung größer. Wie alle Unternehmungen aber umfangreicher werden durch die natürliche Entwicklung unserer heutigen Zustände, so auch die buchhändlerischen; daher kommt es, daß im Allgemeinen das Niveau der Zeitschriften, Zeitungen und Bücher immer tiefer sinken muß, eben so wie damit zusammenhängt, daß die Zeitschrift das Buch und die Zeitung die Zeitschrift verdrängt. Natürlich hat sich Marx eine so einfache Sache nicht verkehrt; er betont, daß die Presse nicht nur vom polizeilichen Druck, sondern auch vom Erwerbszweck frei sein müsse. Gegen mangelhafte Gesetze kann man mit Erfolg ankämpfen und die Censur der Presse ist ja auch gefallen; aber da man Verhältnisse nicht so leicht besiegen kann, so ist jene Entwicklung durch das Fallen der polizeilichen Schranken nur beschleunigt worden. Das Ende aber muß offenbar ein völliger Zusammenbruch unserer geistigen Kultur sein, denn jene geschäftsmäßige Literaturproduktion muß auf die Dour alles Andere ersticken, weil das Publikum immer geringere Ansprüche zu machen sich gewöhnt; die Dichtung wird dann nur noch für die paar Dichter vorhanden sein, die einander lesen, während die große Menge mit Unterhaltungsliteratur abgefunden wird, und wissenschaftliche Werke nur für die paar Gelehrten; die anderen Leute begnügen sich mit den sogenannten populärwissenschaftlichen Büchern.

Diese an sich recht banalen Dinge sind typisch für alle anderen Entwicklungen, in denen die Gedanken von Marx eine Rolle gespielt haben, weil sie typisch sind für die Entwicklung der modernen Gesellschaft. Auch in bürgerlichen Kreisen ist man heute wohl klar darüber, daß die Sozialdemokratie keine außergewöhnliche und besondere Erscheinung, sondern, wie vieles Andere, eine einfache Konsequenz unserer Verhältnisse ist, oder vielmehr der Auflösung unserer Verhältnisse, die seit dem Ende des Mittelalters datirt. Denn darüber ist doch kein Zweifel mehr möglich: die Neuzeit hat nichts gebaut, sie hat nur eingerissen; wir wohnen nur in den Trümmern der festen Häuser, die das Mittelalter errichtet hat; mit überflüssigem Komfort zwar, der aber doch nicht gegen den einfachen Regen schützen würde. Und auch die Illusion von Marx, die auch die der Sozialdemokratie war, daß

die Arbeiterklasse neue Gebäude für die Menschheit errichten werde, spielt mit den vielen anderen, idealen wie verbrecherischen Illusionen der Neuzeit in diesem Auflösungsprozeß ihre Rolle: sie schuf Begeisterung und gutes Gewissen und Blindheit.

Ich will in der Wiedergabe des marxischen Gedankenganges möglichst die unübertrefflich scharfen und bestimmten Worte des Autors beibehalten.

Die politische Emanzipation ist zugleich die Auflösung der alten Gesellschaft, auf der das dem Volk entfremdete Staatswesen, die Herrschermacht, ruht. Die politische Revolution ist die Revolution der bürgerlichen Gesellschaft. Die alte bürgerliche Gesellschaft hatte unmittelbar einen politischen Charakter. Das heißt: die Elemente des bürgerlichen Lebens, wie zum Beispiel der Besitz, die Familie oder die Art und Weise der Arbeit, waren in der Form der Grundherlichkeit, des Standes und der Korporation zu Elementen des Staatslebens erhoben. So wurde das Individuum vom Staatsganzen abgeschlossen, das besondere Verhältniß seiner Korporation zum Staatsganzen in sein eigenes allgemeines Verhältniß zum Volksleben verwandelt, wie seine bestimmte bürgerliche Thätigkeit und Situation in seine allgemeine Thätigkeit und Situation. Marx schildert nicht das Mittelalter, sondern das ancien régime, die Vereinigung sinnlos gewordener mittelalterlicher Organisationsformen mit dem Feudalismus. Deshalb krönt sich für ihn das Gebäude so, daß konsequent eine Staatseinheit wie deren Bewußtsein, Thätigkeit und Wille ebenfalls erscheint als besondere Angelegenheit eines vom Volk abgetrennten Herrschers und seiner Diener.

Die politische Revolution, die die Herrschermacht stürzte, die Staatsangelegenheiten zu Volksangelegenheiten „erhob“ und den politischen Staat als allgemeine Angelegenheit konstituierte, zerstückte nothwendig alle Stände, Korporationen, Zünfte, Privilegien. Sie zerstückte die bürgerliche Gesellschaft in ihre einfachen Bestandtheile, in die Individuen und in die materiellen und geistigen Elemente, die den Lebensinhalt, die bürgerliche Situation dieser Individuen bilden. Sie sammelt den politischen Geist aus seiner Zerstreuung in den verschiedenen Partien des bürgerlichen Lebens und konstituiert ihn als die Sphäre des Gemeinwesens in idealer Unabhängigkeit von jenen besonderen Elementen des bürgerlichen Lebens. Doch damit werden auch die Bande abgeschüttelt, die den egoistischen Geist der bürgerlichen Gesellschaft gefesselt hielten, die Gesellschaft ist aufgelöst in eine gleichmäßige Menge egoistischer Individuen, das einzelne egoistische Individuum ist Basis und Voraussetzung des Staates. Aber die Freiheit des egoistischen Menschen und die Anerkennung dieser Freiheit ist die Anerkennung der zügellosen Bewegung der geistigen und materiellen Elemente, die seinen Lebensinhalt bilden. Der Mensch wurde nicht von der Religion befreit: er erhielt die religiöse Freiheit;

nicht vom Eigenthum: er erhielt die Freiheit des Eigenthumes; nicht vom Egoismus des Gewerbes: er erhielt die Gewerbefreiheit. Dieser Reduktion der Menschen auf das unabhängige Individuum, das für die Bethätigung seines Egoismus keine Grenzen hat, steht gegenüber die auf den Staatsbürger, auf die moralische Person.

Und dieser Trennung gegenüber formulirt Marx sein Ideal wie folgt: „Erst wenn der wirkliche individuelle Mensch den abstrakten Staatsbürger in sich zurüknimmt und als individueller Mensch, in seinem empirischen Leben, in seiner individuellen Arbeit, in seinen individuellen Verhältnissen, Gattungswesen geworden ist, erst wenn der Mensch seine *forces propres* als gesellschaftliche Kräfte erkannt und organisiert hat und daher die gesellschaftliche Kraft nicht mehr in der Gestalt der politischen Kraft von sich trennt, erst dann ist die menschliche Emanzipation vollbracht.“ Ein rohes Ideal, das Bild eines Ameisen- oder Bienenhaates, weit unter dem doch viel nuancierteren *Mitte'alter* stehend; aber doch das einzige einer Gesellschaft, die aus diesem heutigen Atomismus sich bilden konnte. Jeder Kritiker des Sozialismus hatte Recht, wenn er sich über die Uniformirung der Menschheit beklagte, denn erst die Differenzirung, und zwar die tiefste Differenzirung giebt dem Leben der Menschen eine Bedeutung, die über die der Thiergesellschaft prinzipiell hinausgeht, und einen Reiz, der höher steht als das bloß thierische Wohlbehagen. Aber keiner von diesen Kritikern kann einen anderen Ausweg aus der jetzigen allgemeinen Zerstörung sagen.

Auch schon das Mittel, wie dieses Ideal zu verwirklichen ist, die Diktatur des Proletariates, erscheint in diesen Anfängen ganz klar und durchaus logisch entwickelt.

In Deutschland, wo das praktische Leben eben so geistlos wie das geistige Leben unpraktisch ist — geschrieben 1844 — hat keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft das Bedürfnis und die Fähigkeit der politischen Emanzipation, bis sie nicht durch ihre unmittelbare Lage dazu gezwungen wird. Deshalb muß sich erst eine Klasse bilden mit radikalen Ketten, eine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, die keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, ein Stand, der die Auflösung aller Stände ist, eine Sphäre, die einen univervellen Charakter durch ihre univervellen Leiden besitzt und kein besonderes Recht in Anspruch nimmt, weil kein besonderes Unrecht, sondern das Unrecht schlechthin an ihr verübt wird; die Auflösung der Gesellschaft als ein besonderer Stand ist das Proletariat, das sich eben vor den Augen des Denkers durch die Entwicklung der Industrie bildet.

Man merkt wohl, wie thurnhoch diese Gedanken über den Ideen von Hebung der Lage der arbeitenden Klassen oder von egoistischer Klassenpolitik der Arbeiter stehen. Nicht um die Emanzipation der Arbeiter, sondern um

die Emanzipation der Menschheit handelt es sich, alle Klassenpolitik der Arbeiter soll nur Mittel zu einem höheren Zweck sein.

Unzweifelhaft wird man zugeben, daß die Wächter des Plato ein großartigeres Gesellschaftsgebilde schaffen würden als die armen Proletarier, deren Wesen darin besteht, daß sie zu Mitteln für die dürftigsten materiellen Zwecke ausgebildet werden und dadurch ihre spezifisch menschlichen Qualitäten mehr oder weniger eingebüßt haben. Aber um jenes rohe Zukunftsbild der Gesellschaft zu verwirklichen, ist eben undifferenzierte Masse erforderlich; auch ist hier wieder das letzte Argument, daß man sich solche Dinge zwar schöner vorstellen kann, aber daß diese Vorstellungen über das Mögliche hinausgehen. Thatsächlich wären eben die Proletarier die Einzigen, die das erforderliche eigene Interesse an der Ausführung hätten. Es ist klar, daß für Marx die psychologische Röhigung vorhanden war, sich die Bedeutsamkeit, die Tugenden und Vortrefflichkeiten der Arbeiter zu übertreiben. Das war nicht die triviale Volkschmeichelei des gewöhnlichen Demokraten, sondern eines energischen und thätigen Mannes leidenschaftlicher Wunsch nach Verdübung.

Wer die Entwicklung der deutschen Arbeiterpartei seit dem Fall des Sozialistengesetzes unbefangen betrachtet, muß zugeben, daß Marx hier einer Selbsttäuschung unterlegen ist, genau wie bei jener tyrischen Entwicklung der Pressfreiheit. Wir werden die Worte der Socialdemokratie noch lange hören; aber sie haben ihren Sinn verloren und sind zu Phrasen geworden, denen etwa noch die Citogens Tugauer und Hoffmann Glauben schenken, außer ihnen aber noch nicht einmal mehr die Polizei.

Wie kam es doch nur, daß der Charisimus so spurlos verschwinden konnte, daß heute die englischen Arbeiter nur ein paar eigene Abgeordnete im Unterhaus haben, trotzdem sie eine respectable Fraktion zusammenbringen könnten?

Wir lassen uns täuschen, wenn wir annehmen, daß — solche Urtheile gelten natürlich nur im Allgemeinen und für normale Verhältnisse — in den unteren Klassen mehr oder höhere Sittlichkeit, mehr Begeisterungsfähigkeit, mehr Kraft und Muth vorhanden sei als in den höheren. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Menschen, eine je tiefere Klasse man betrachtet, immer entsprechend weniger nahe dem Ideale der Menschheit kommen: die ganz spezifischen Tugenden der unteren Schichten, die sich im Allgemeinen in den höheren nicht finden, sind nicht die großen und können daher nie schöpferisch wirken; und die Tugenden, die sie mit den höheren Ständen gemein haben, sind theils schwächer ausgebildet, theils durch ihre Fehler paralytirt; die Fehler aber der oberen Klassen findet man sämmtlich, wenigstens in der untersten, nebst den eigenen. Sollten die Arbeiter aber die ihnen von Marx zugedachte Rolle spielen, so müßten sie auch die von ihm exträumten Vorzüge haben.

Dicht über dem Arbeiter steht der Kleinbürger; deshalb gehen alle Wünsche des Arbeiters auf eine Kleinbürgerliche Existenz; da er sich bei uns immer noch in einer Lage befindet, in der er nothwendig unzufrieden sein muß — man denke nur an die grauenhaften Folgen, die eben jetzt die wirtschaftliche Krisis für viele Tausende von Arbeiterfamilien hat —, so ist er naturgemäß allen radikalen Vorstellungen zugänglich. Wenn, wie in England, eine rasche Verbesserung seiner Verhältnisse eintritt, so wird er sehr schnell ein positiver und ruhiger Mann werden, der bei den einfachsten Kirchthumsinteressen durchaus zufrieden ist; denn in Wirklichkeit hat er ja nie höhere Wünsche gehabt: man hat ihm nur eingeredet, daß er sie habe.

Als Marx seine Säge schrieb, hatte er sich den Proletarier erst begrifflich konstruirt; seine reale Erscheinung auf dem Lübecker Parteitag ist von dieser Konstruktion so verschieden wie die verwirklichte Pressefreiheit von der erträumten: Marx, der Theoretiker der materialistischen Geschichtsauffassung, hatte in beiden Fällen den Einfluß der Existenzbedingungen auf das verwirklichte Gedankenbild vergessen. Die freie Presse ist unfrei, weil sie nicht Selbstzweck bleibt, sondern Mittel für Erwerb wird, der freie Proletarier existirt überhaupt nur als Mittel für Zwecke der Gesellschaft, hat deshalb die psychologische Verfassung des Mittels und kann nie Herrenfunktionen übernehmen.

Friedenau.

Dr. Paul Ernst.



Die Turnstunde.

Su der Militärschule zu Sankt Severin. Turnsaal. Der Jahrgang steht in den hellen Zwillingblusen, in zwei Reihen geordnet, unter den großen Gastronen. Der Turnlehrer, ein junger Offizier mit hartem braunen Gesicht und höhnischen Augen, hat Freilübungen kommandirt und vertheilt nun die Riegen. „Erste Riege Red, zweite Riege Barren, dritte Riege Post, vierte Riege Klettern! Abtreten!“ Und rasch, auf den leichten, mit Kolophonium isolirten Schuhen, zerstreuen sich die Knaben. Einige bleiben mitten im Saale stehen, ähgernd, gleichsam unwillig. Es ist die vierte Riege, die schlechtesten Turner, die keine Freude haben an der Bewegung bei den Geräthen und schon müde sind von den zwanzig Kniebeugen und ein Wenig verwirrt und athemlos.

Nur Einer, der sonst der Allerletzte blieb bei solchen Anlässen, Karl Gruber, steht schon an den Kletterstangen, die in einer etwas dämmerigen Ecke des Saales, hart vor den Nischen, in denen die abgelegten Uniformröcke hängen, angebracht sind. Er hat die nächste Stange erfaßt und zieht sie mit ungewöhnlicher Kraft nach vorn, so daß sie frei an dem zur Uebung geeigneten Platze schwanke. Gruber läßt nicht einmal die Hände von ihr, er springt auf und bleibt, ziemlich hoch,

die Beine ganz unwillkürlich im Kletterschluß verschränkt, den er sonst niemals begreifen konnte, an der Stange hängen. So erwartet er die Riege und betrachtet — wie es scheint — mit besonderem Vergnügen den erschauerten Kerger des kleinen polnischen Unteroffiziers, der ihm zuruft, abzuspringen. Aber Gruber ist diesmal sogar ungehorsam und Zasterköh, der blonde Unteroffizier, schreit endlich: „Also, entweder Sie kommen herunter oder Sie klettern hinauf, Gruber! Sonst melde ich dem Herrn Oberleutnant . . .“ Und da beginnt Gruber, zu klettern, erst heftig mit Ueberstürzung, die Beine wenig aufziehend und die Blicke aufwärts gerichtet, mit einer gewissen Angst das unermeßliche Stück Stange abschätzend, das noch bevorsteht. Dann verlangsamt sich seine Bewegung; und als ob er jeden Griff genösse, wie etwas Neues, Angenehmes, zieht er sich höher, als man gewöhnlich zu klettern pflegt. Er beachtet nicht die Aufregung des ohnehin gereizten Unteroffiziers, klettert und klettert, die Blicke immerfort aufwärts gerichtet, als hätte er einen Ausweg in der Decke des Saales entdeckt und strebte danach, ihn zu erreichen. Die ganze Riege folgt ihm mit den Augen. Und auch aus den anderen Riegen richtet man schon da und dort die Aufmerksamkeit auf den Kletterer, der sonst kaum das erste Drittel der Stange kletternd, mit rothem Gesicht und bösen Augen erklimmt. „Bravo, Gruber!“ ruft Jemand aus der ersten Riege herüber. Da wenden Viele ihre Blicke aufwärts und es wird eine Weile still im Saal, — aber gerade in diesem Augenblick, da alle Blicke an der Gestalt Grubers hängen, macht er hoch oben unter der Decke eine Bewegung, als wollte er sie abschütteln; und da ihm Das offenbar nicht gelingt, bindet er alle diese Blicke oben an den nackten eisernen Haken und faßt die glatte Stange herunter, so daß Alle immer noch hinaufsehen, als er schon längst, schwindelnd und heiß, unten steht und mit seltsam glanzlosen Augen in seine glühenden Handflächen schaut. Da fragt ihn der eine oder der andere der ihm zunächst stehenden Kameraden, was denn heute in ihn gefahren sei. „Willst wohl in die erste Riege kommen?“ Gruber lacht und scheint Etwas antworten zu wollen, aber er überlegt es sich und senkt schnell die Augen. Und dann, als das Geräusch und Getöse wieder seinen Fortgang hat, zieht er sich leise in die Nische zurück, setzt sich nieder, schaut ängstlich um sich und holt Athem, zweimal rasch, und lacht wieder und will was sagen . . . aber schon achtet Niemand mehr seiner. Nur Jerome, der auch in der vierten Riege ist, sieht, daß er wieder seine Hände betrachtet, ganz darüber geblickt wie Einer, der bei wenig Licht einen Brief entziffern will. Und er tritt nach einer Weile zu ihm hin und fragt: „Hast Du Dir was gethan?“ Gruber erschrickt. „Was?“ macht er mit seiner gewöhnlichen, in Speichel watenden Stimme. „Zeig mal!“ Jerome nimmt die eine Hand Grubers und neigt sie gegen das Licht. Sie ist am Ballen ein Wenig abgeschürft. „Weißt Du, ich habe Etwas dafür“, sagt Jerome, der immer Englisches Pflaster von zu Hause geschickt bekommt, „komm dann nachher zu mir.“ Aber es ist, als hätte Gruber nicht gehört; er schaut geradeaus in den Saal hinein, aber so, als sähe er etwas Unbestimmtes, vielleicht nicht im Saal, draußen vielleicht, vor den Fenstern, obwohl es dunkel ist, spät und Herbst.

In diesem Augenblick schreit der Unteroffizier in seiner hochfahrenden Art: „Gruber!“ Gruber bleibt unverändert, nur seine Füße, die vor ihm ausgestreckt sind, gleiten, steif und ungeschickt, ein Wenig auf dem glatten Parquet

vorwärts. „Gruber!“ brüllt der Unteroffizier und die Stimme schlägt ihm über. Dann wartet er eine Weile und sagt rasch und heiser, ohne den Gerufenen anzusehen: „Sie melden sich nach der Stunde. Ich werde Ihnen schon . . .“ Und die Stunde geht weiter. „Gruber“, sagt Jerome und neigt sich zu dem Kameraden, der sich immer tiefer in die Nische zurücklehnt, „es war schon wieder an Dir, zu klettern, auf dem Strick, geh mal, versuchs, sonst macht Dir der Jasterosky irgend eine Geschichte, weißt Du . . .“ Gruber nickt. Aber statt aufzustehen, schließt er plötzlich die Augen und gleitet unter den Worten Jeromes durch, als ob eine Welle ihn trüge, fort, gleitet langsam und lautlos tiefer, tiefer, gleitet vom Sitz und Jerome weiß erst, was geschieht, als er hört, wie der Kopf Grubers hart an das Holz des Sitzes prallt und dann vornüberfällt . . . „Gruber!“ ruft er heiser. Erst merkt es Niemand. Und Jerome steht ratlos mit hängenden Händen und ruft: „Gruber, Gruber!“ Es fällt ihm nicht ein, den Anderen aufzurichten. Da erhält er einen Stoß, Jemand sagt ihm: „Schaf“, ein Anderer schiebt ihn fort und er sieht, wie sie den Reglosen aufheben. Sie tragen ihn vorbei, irgend wohin, wahrscheinlich in die Kammer nebenan. Der Oberlieutenant springt herzu. Er giebt mit harter, lauter Stimme sehr kurze Befehle. Sein Kommando schneidet das Summen der vielen schwappenden Knaben scharf ab. Stille. Man sieht nur da und dort noch Bewegungen, ein Ausschwingen am Geräth, einen leisen Absprung, ein verspätetes Lachen von Einem, der nicht weiß, um was es sich handelt. Dann hastige Fragen: „Was? Was? Wer? Der Gruber? Wo?“ Und immer mehr Fragen. Dann sagt Jemand laut: „Ohnmächtig.“ Und der Zugführer Jasterosky läuft mit rothem Kopf hinter dem Oberlieutenant her und schreit mit seiner boshaften Stimme, zitternd vor Wuth: „Ein Simulant, Herr Oberlieutenant, ein Simulant!“ Der Oberlieutenant beachtet ihn gar nicht. Er sieht geradeaus, nagt an seinem Schnurrbart, wodurch das harte Kinn noch eckiger und energischer vortritt, und giebt von Zeit zu Zeit eine knappe Weisung. Vier Böglinge, die Gruber tragen, und der Oberlieutenant verschwinden in der Kammer. Gleich darauf kommen die vier Böglinge zurück. Ein Diener läuft durch den Saal. Die Vier werden groß angeschaut und mit Fragen bedrängt: „Wie sieht er aus? Was ist mit ihm? Ist er schon zu sich gekommen?“ Keiner von ihnen weiß eigentlich was. Und da ruft auch schon der Oberlieutenant herein, das Turnen möge weitergehen, und übergiebt dem Feldwebel Goldstein das Kommando. Also wird wieder geturnt, beim Barren, beim Reck, und die kleinen dicken Leute der dritten Riege kriechen mit weitgestreckten Beinen über den hohen Bod. Aber doch sind alle Bewegungen anders als vorher; als hätte ein Dorn sich über sie gelegt. Die Schwingungen am Reck brechen so plötzlich ab und am Barren werden nur lauter kleine Uebungen gemacht. Die Stimmen sind weniger verworren und ihre Summe summt feiner, als ob Alle immer nur ein Wort sagten: „Ess, Ess, Ess . . .“ Der kleine schlaue Kriz horcht inzwischen an der Kammerthür. Der Unteroffizier der zweiten Riege jagt ihn davon, indem er zu einem Schläge auf seinen Hintern ausholt. Kriz springt zurück, lachhaft, mit hinterlistig blinkenden Augen. Er weiß schon genug. Und nach einer Weile, als ihn Niemand betrachtet, giebt er dem Pawlowitsch weiter: „Der Regimentsarzt ist gekommen.“ Nun, man kennt ja den Pawlowitsch; mit seiner ganzen Frech-

heit geht er, als hätte ihm irgendwer einen Befehl gegeben, quer durch der Saal von Niese zu Niese und sagt ziemlich laut: „Der Regimentsarzt ist drin.“ Und es scheint, auch die Unteroffiziere interessieren sich für diese Nachricht. Immer häufiger wenden sich die Blicke nach der Thür, immer langsamer werden die Nebenungen; und ein Kleiner mit schwarzen Augen ist oben auf dem Bock hocken geblieben und starrt mit offenem Mund nach der Kammer. Etwas Fühmendes scheint in der Luft zu liegen. Die Stärksten bei der ersten Niese machen zwar noch einige Ausstreckungen, gehen dagegen an, kreisen mit den Beinen; und Bombert, der kräftige Tiroler, biegt seinen Arm und betrachtet seine Muskeln, die sich durch den Zwilling hindurch breit und straff ansprängen. Ja, der kleine, gelenkige Baum schlägt sogar noch einige Armwellen, — und plötzlich ist diese heftige Bewegung die einzige im ganzen Saal, ein großer flimmernder Kreis, der etwas Unheimliches hat inmitten der allgemeinen Ruhe. Und mit einem Ruck bringt sich der kleine Mensch zum Stehen, läßt sich einfach unwillig in die Knie fallen und macht ein Gesicht, als ob er Alle verachte. Aber auch seine kleinen stumpfen Augen bleiben schließlich an der Kammerthür hängen.

Jetzt hört man das Singen der Gasflammen und das Gehen der Wanduhr. Und dann schwarrt die Glocke, die das Stundenzeißen giebt. Fremd und eigenhümlich ist heute ihr Ton; sie hört auch ganz unvermittelt auf, unterbricht sich mitten im Wort. Feldwebel Goldstein aber kennt seine Pflicht. Er ruft: „Antreten!“ Keiner Mensch hört ihn. Keiner kann sich erinnern, welchen Sinn dieses Wort besah, — vorher. Wann vorher? „Antreten!“ tadelt der Feldwebel böse und gleich schreien jetzt die anderen Unteroffiziere ihm nach: „Antreten!“ Und auch mancher von den Jöglingen sagt wie zu sich selbst, wie im Schlaf: „Antreten! Antreten!“ Aber im Grunde wissen Alle, daß sie noch Etwas abwarten müssen. Und da geht auch schon die Kammerthür auf; eine Weile nichts; dann tritt Oberleutnant Wehl heraus und seine Augen sind groß und zornig und seine Schritte fest. Er marschirt wie beim Defiliren und sagt heiser: „Antreten!“ Mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit findet sich Alles in Reihe und Glied. Keiner rührt sich. Als wenn ein Feldzeugmeister da wäre. Und jetzt das Kommando: „Achtung!“ Pause und dann, trocken und hart: „Euer Kamerad Gruber ist soeben gestorben. Herzschlag. Abmarsch!“ Pause.

Und erst nach einer Weile die Stimme des dienstthuenden Jögling, klein und leise: „Links um! Marschieren: Compagnie, Marsch!“ Ohne Schritt und langsam wendet sich der Jahrgang zur Thür. Jerome als der Letzte. Keiner sieht sich um. Die Luft aus dem Gang kommt, kalt und dumpfig, den Knaben entgegen. Einer meint, es rieche nach Karbol. Bombert macht laut einen gemeinen Witz in Bezug auf den Gestank. Niemand lacht. Jerome fühlt sich plötzlich am Arm gefaßt, so angesprungen. Kriz hängt daran. Seine Augen glänzen und seine Zähne schimmern, als ob er beißen wollte. „Ich hab' ihn gesehen,“ flüstert er athemlos und preßt Jeromes Arm und ein Lachen ist innen in ihm und rüttelt ihn hin und her. Er kann kaum weiter: „Ganz nackt ist er und eingefallen und ganz lang. Und an den Fußsohlen ist er verfestelt . . .“

Und dann kichert er, spitz und köplich, kichert und beißt sich in den Ärmel Jeromes hinein.



Selbstanzeigen.

Prinzessin Maleine von Maurice Maeterlinck. Mit Vorrede und Bildniß des Verfassers. — **Zwei Singspiele** von Maurice Maeterlinck. Deutsch von Friedrich von Dppeln-Bronikowski. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig, 1902.

Den Lesern der „Zukunft“ ist die Vorrede zu der nun vollständig vorliegenden, einzig zur Aufführung berechtigten Gesamtausgabe von Maeterlincks Dramen seit dem vergangenen Sommer schon bekannt. Sie eröffnet füglich den ersten Band dieser Ausgabe, der des Namen „Sträubelköpfiges“ Erstlingsdrama „Prinzessin Maleine“ in einer die rhythmische Prosa des Originals nachahmenden Uebersetzung enthält und neben dieser Vorrede auch ein Bildniß des Dichters nach der neuesten amerikanischen Aufnahme bringt. Den letzten Band der Gesamtausgabe bilden die „Zwei Singspiele“ „Blaubart und Ariane oder die vergebliche Befreiung“ und „Schwester Beatriz, nach einer alten Klosterlegende“, der selben, die auch Gottfried Keller zu seiner liebenswürdigen Novelle „Die Jungfrau und die Nonne“ in den „Sieben Legenden“ benützt hat. Maeterlinck selbst thut diese beiden Singspiele in seiner Vorrede kurz und kühl als *simple canovas pour musique* ab und es tritt darum für seinen Uebersetzer hier der sonderbare Fall ein, das Werk gegen den eigenen Vater in Schutz nehmen zu müssen. Maeterlinck hat nämlich trotz seiner kühlen Selbstkritik gerade in „Blaubart und Ariane“ Gedanken niedergelegt, die eine Rückschau auf seine erste dramatische Schaffensperiode und ein abgeschlossenes Stück seiner Selbstentwicklung bilden. Das beweist schon der äußerliche Umstand, daß die Namen sämtlicher Frauengestalten dieses Dramas — außer Ariane — mit denen seiner früheren Dramen identisch sind, während Ariane, ihre Befreierin aus selbstverschuldetem Kerker, bezeichnender Weise den Namen einer Heldin des Corneille trägt. Unter ihr hat man sich ein Symbol der geistig hochstehenden Frau zu denken, der Maeterlinck die Hand zum Ehebande reichen wird und der er schon 1898 sein philosophisches Werk „Weisheit und Schicksal“ mit der Betsuenerung widmete, daß sie die Seele dieses Buches sei und daß er nur ihren Schritten im Leben zu folgen brauchte, um die Bewegungen, Werden und Gewohnheiten der Weisheit selbst zu verfolgen. Er selbst hat, ganz wie Blaubart, nach einem echten Weibe gesucht, das Seele und Leib, Verstand und Sinne hat, und er hat, ehe Ariane-Deblanc ihm einen neuen Begriff vom Weibe beibrachte, nur jene dem christlichen Dunstkreis entsprossenen schüchtern Seelen mit ihrer geradezu pflanzenhaften Primitivität in seinen Bann zu zwingen vermocht. Endlich kommt jenes heiter aufzuckende, überchristliche, vom Licht der wiedererwachten Antike umschimmerte Wesen, Ariane, und erlöst die jagenden Dulderinnen in einer gewaltigen Befreiungsgene aus der Nacht einer unterirdischen gothischen Kirche, ihrem Kerker, in dem sie weinend und spinnend ihr sonnenloses Dasein verbracht haben. Das Weib soll frei sein! Es soll nicht mehr die Gefangene des Mannes sein, der gegen sie den Tyrannen und Herrgott spielt und nach Art des Berobotes im Garten Eden jede Zuwiderhandlung gegen sein Nachtgebot grausam ahndet . . . Doch sie wissen mit ihrer jungen Freiheit nichts anzufangen, sie begeben sich freiwillig in die Gewalt ihres Unter-

drückers zurück und lassen ihre Befreierin unbedankt ziehen. Immerhin wird ihr Loos nach dieser „vergeblichen Befreiung“ ein besseres sein; der Herr wird mildere Saiten aufziehen und sie werden sich der natürlichen Macht des Weibes besser bewußt sein, besser deren Konsequenzen zu ziehen wissen; und Alle sind in eine neue, geläuterte, lichtere Atmosphäre gedrückt, wie Maeterlinds neue Werke thatsächlich beweisen. Aber auch von dieser Symbolisirung seines eigenen Werdeganges abgesehen, ist diese „vergebliche Befreiung“ ein objektiver Beitrag Maeterlinds zur Frauenfrage, wie ich bereits anzudeuten versuchte, zumal man von einem Libretto sonst schwerlich annimmt, daß sich so feine Fäden zwischen ihm und dem seelischen Entwicklungsgange seines Dichters ziehen.

Schon in „Aglaveine und Selysette“ hatte Maeterlind, wie ein Kritiker sagt, „das Fürchten verlernt“; das ewige Hinschwinden einer alten, überlebten Stimmung und das ewige Hineinklingen eines neuen, lebensfreudigen Akkordes bildete jaft den intimen Reiz dieses Dramas. In „Weisheit und Schicksal“, das die bezeichnende Widmung an Georgette Leblanc trug, kam diese neue Weltanschauung philosophisch zum Durchbruch; „Blaubart und Ariane“ ist der erste „tastende“ dichterische Schritt auf dem Wege zum Licht. In „Schwester Beatriz“ hat Maeterlind dann noch einen zweiten, formalen Schritt weitergethan, indem er den seit „Prinzessin Maleine“ verlassenen Boden der Wirklichkeit, auf eine alte slawische Legende gestützt, zum ersten Mal wieder betritt. In seinem neuesten Drama „Monna Vanna“ ließ er auch diesen Rückhalt fallen: er hat das Stück mit selbsterfundener Fabel ins Quattrocento und das von den Florentinern belagerte Pisa verlegt.

Zuletzt sei noch bemerkt, daß „Blaubart und Ariane“ in der vorliegenden Fassung textlich nicht das Selbe bietet wie das gleichnamige, vor drei Jahren in der „Wiener Rundschau“ veröffentlichte Drama. Der erste der drei Akte ist total umgearbeitet worden. Der Komponist verlangte lebhafteren dramatischen Aufbau und es ist nicht uninteressant, zu verfolgen, wie der Dichter seinem Wunsche sich anpaßte und den Akt unter dem ihm auferlegten Zwang dramatisch kraftvoller ausgestaltete. Ursprünglich trat Ariane zugleich mit Blaubart auf, der ihr die Schlüssel zu zwölf großen und kleinen Täden überreicht, mit dem Bemerkten, daß jede die Kostbarkeiten einer Geschichtsepoch oder eines Landes enthalte. Jetzt tritt Ariane allein mit der Amme auf und wir erfahren durch ihren Dialog etwas genauer, was die draußen tönende Menge im Anfang des Stückes nur dumpf heraufgetaunt hatte. In der alten Fassung stellt Ariane an Blaubart die direkte Bitte, mit ihren Vorgängerinnen, die sich plötzlich und unmotiviert durch einen dumpfen, unterirdischen Gesang bemerkbar machen, Erbarmen zu haben, — bis Blaubart ihr Gewalt anthut und auf ihren Schrei die von draußen hereinfliegenden Steine der wütenden Bauern antworten. In der neuen Fassung hat Ariane von Blaubart sieben Schlüssel zu sieben Edelsteinladen erhalten, mit dem Befehl, die siebente nicht zu öffnen. Gleichgiltig gegen den blendenden Glanz, der aus den anderen Täden hervorquillt, als die Amme sie auf ihr Geheiß öffnet, und nur den Diamanten der sechsten Tade im Vorbeigehen einen stimmungsvollen Gruß wahlverwandter Reinheit sagend, läßt Ariane die letzte Thür öffnen, auf die es ihr allein ankommt, und ein furchtsamer, erstickter Gesang quillt ihr aus der Tiefe entgegen: es ist der Zugang

zum Gefängniß ihrer unglücklichen Schwestern. Jetzt erst tritt Blaubart auf, um sie, die Schönste, fortzureißen von dem Schicksal ihrer Schwestern, aber sie bleibt standhaft gegen den Mann, der nun seine Macht mißbraucht und ihr Gewalt anthun will, — bis die Baucern eingreifen und nun die ursprüngliche Fassung ihren Fortgang nimmt, wenn auch in den zwei folgenden Akten noch manche kleinere (seltlich wirksame) Aenderungen vorgenommen worden sind.

Rom.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Auferstehung. Jüdische Gedichte. Verlag Jungdeutschland. (S. Dyk) Eberswalde-Berlin.

Mit denn von meinem Buch die Rede? Oder ist es am Ende wirklich wahr, daß einzig die Frauen noch die Herolde der Kultur sind? In „Von Haus zu Haus“ so warm anerkannt! In einem Blatte, das die Frau der Frau widmet! „Allen, die sich gern einmal in fremde Welten wagen, seiab vom Weg in blau-dunkel lodende Tiefen, in rothe, glühende Blüthenwildnisse . . .“ Wagen sich nur noch die Frauen in fremde Welten? Ein Mann, der lyrische Gedichte liest! „Lotte doch! Er gehört doch nicht zum schönen Geschlecht.“ „Leidenschaftliche Sehnsucht nach Schönheit . . . Auferstehung einer marmorschimmernden, blühenden Welt . . .“ So stand im Frauenblatt.

Charlottenburg.

Elisar von Kupffer.

Moderne Musikästhetik in Deutschland. Verlag von Hermann Zemann Nachfolger, Leipzig.

Nabezu fünfzig Jahre sind vergangen, seit Hanslicks bekannte Schrift „Vom Musikalisch-Schönen“ erschien und Aufsehen erregte. Inzwischen wurde im Gebiete der Musikästhetik viel und Vielerlei gearbeitet, wovon jedoch den meisten Musikern und Musikliebhabern nur einzelne Bruchstücke bekannt geworden sind. Ich habe es unternommen, das zerstreute Material einem weiteren Leserkreise leichter zugänglich zu machen, indem ich zunächst Hanslicks große Vorgänger und ihn selbst zu würdigen versuchte und dann die Fortführung der musikästhetischen Probleme in den jüngst vergangenen Jahrzehnten darstellte. Dabei ergab sich, daß nicht sowohl die Musiker und speziellen Kenner die tiefste Einsicht in das Wesen des Musikalisch-Schönen angebahnt haben, sondern die führenden Philosophen. Als die bedeutendsten Namen der musikästhetischen Entwicklung in den letzten hundert Jahre treten hervor Kant, Hegel, Schopenhauer, Hanslick, Eduard von Hartmann. Um sie gruppieren sich in bunter Reihe die übrigen Vertreter der allgemeinen Aesthetik und speziellen Musikästhetik, deren zum Theil wunderliche und verschrobene Theorien erst das ganze Bild einer weitverzweigten Wissenschaft vollständig machen, ein Bild menschlichen Strebens und Trebens. Als Höhepunkt aller modernen Aesthetik kann die zu wenig gekannte „Philosophie des Schönen“ Eduards von Hartmann gelten. In der Darstellung habe ich größtmögliche Kürze angestrebt und leichte Verständlichkeit nach Kräften zu wahren gesucht, so daß das Buch wohl von jedem ernstem Musikfreunde gelesen werden kann.

Wiesbaden.

Paul Moos.

Wreschener Politif.

Nier Blossen zu den lezten Polendebatten. I. Sowohl von Regierungvertretern wie von Abgeordneten ist das in Wreschen angewandte Verfahren mit der Behauptung vertheidigt worden, man habe die Renitenz der Schulkinder brechen müssen. Die Herren vertwechseln die Schule mit der Kaserne. Aufgabe der Kaserne ist, die Mannschaften durch die Bewöhnung an unbedingten, blinden Gehorsam (natürlich nur in militärischen Dingen) in ein leicht zu handhabendes Werkzeug des Feldherrn zu verwandeln. Aufgabe der Schule ist, den Charakter des einzelnen Schülers zu bilden und ihn mit einigen fürs Leben nothwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten auszurüsten. Dazu gehört freilich beim Massenunterricht auch Disziplin; aber sie ist nur ein Mittel von untergeordneter Bedeutung. Renitenz, die bei vernünftiger Behandlung der Kinder sehr selten vorkommt, ist mit Vernunft zu überwinden; sie zu brechen, verbietet die Pädagogik, weil damit zugleich der Wille gebrochen wird, ohne ungebrochenen Willen aber kein Charakter gebildet werden kann. Das gilt schon von der unberechtigten Renitenz; wo aber Etwas wider das Recht gefordert wird, da ist die Renitenz berechtigt und sogar Pflicht; Schulkinder sind weder Skaven noch Soldaten noch Jesuiten; die Verwerflichkeit der von den Ordensleuten abgelegten Gelübde erkenne ich mit allen Protestanten an. Der Lehrer hat nur da Gehorsam zu fordern, wo es der Zweck der Schule erheischt. Eine andere als die Muttersprache als Unterrichtssprache gebrauchen: Das ist sowohl gegen die Natur wie gegen den Schulzweck; der Lehrer und seine Vorgesetzten haben kein Recht dazu. Die deutsche Sprache als Unterrichtsgegenstand einzuführen: dazu ist die Regierung nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet; denn zum späteren Fortkommen des kleinen Polaken ist es nöthig, daß er Deutsch genug redbrechen lernet, um sich mit seinen deutschen Brotherren oder Kunden und unterwegs auf der Reise durch deutsche Gegenden mit den Einwohnern verständigen zu können; und sollte es polnische Eltern geben, die so unvernünftig wären, ihren Kindern diese Wohlthat vorenthalten zu wollen (so dumm sind aber die Polen gar nicht), dann hätte der Staat als Obermund das Recht, in diesem Punkte Gehorsam zu erzwingen. Nicht aber hat er das Recht, deutsch als Unterrichtssprache zu erzwingen; so wenig, wie er das Recht haben würde, auf den Gymnasien Latein als Unterrichtssprache einzuführen. Dieser pädagogische Frevel ist ja an deutschen Knaben im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert verübt worden. Aber nicht der Staat hat ihn verübt, sondern die Narrheit der Humanisten und die Eitelkeit, mit der sie die Eltern und die Knaben selbst angestecht hatten. Daß nicht schon vor dreißig Jahren das ganze Abgeordnetenhaus unisono den Vertretern dieser wunderlichen Pädagogik zugerufen hat: „Ihr könnt Unterrichtssprache und Unterrichtsgegenstand nicht unterscheiden“, ist ein betrübendes Zeugniß für die Intelligenz des Hohen Hauses. Diese gegen eine kompakte Masse von drei Millionen Menschen begangene Rechtswidrigkeit muß für sich allein schon, eben so wie die vor sechzehn Jahren an die Polen gerichtete und jetzt wiederholte Kriegserklärung, nach unabänderlichen psychologischen Gesetzen jene staatsfeindliche Stimmung hervorbringen, die sich in den freilich meist recht thörichten Kundgebungen der Polen äußert.

II. Der Herr Reichskanzler hat die Beschuldigung, die Regierung habe

den polnischen Untertanen ihre Muttersprache geraubt, mit größter Entschiedenheit zurückgewiesen. Das Perfectum ist allerdings falsch; die Polen reden noch polnisch. Will jedoch der Reichskanzler sagen, daß es die Regierung auch nicht versuche, so liegen Thatfachen vor, die zu der Vermuthung berechtigen, daß er über die Dinge, die in den polnischen Landestheilen vorgehen, schlecht unterrichtet ist. Hätte er aber auch im buchstäblichen Sinn seiner Worte Recht, so würde er trotzdem Unrecht haben. Im papiernen Zeitalter sind das geschriebene und gedruckte Wort mindestens eben so wichtige und notwendige Verständigungsmittel wie das gesprochene; auch der Herr Reichskanzler hält seine Reden nicht für die paar hundert Zuhörer, sondern *urbi et orbi*. Wenn die Regierung das Polnische nicht allein aus der Schule verbannt, sondern auch die Personen bestraft, die polnische Kinder im Lesen und Schreiben ihrer Muttersprache unterrichten, raubt sie ihnen diese halb; und der halbe Raub wird nach einigen Jahrzehnten zum ganzen, weil unter den heutigen Umständen eine Sprache, die nicht mehr gelesen, geschrieben und gedruckt werden kann, auch aus dem mündlichen Verkehr verschwinden muß. Zu glauben, daß die Polen, wenn sie ihre Muttersprache verlernt haben, die preussische Regierung und die Deutschen zu hassen aufhören oder wohl gar sich selbst in Deutsche verwandeln werden, dazu gehört ein heute hoffentlich ungewöhnlicher Grad von Unwissenheit. Männer, die nicht gedankenlos zu schwätzen, sondern zu denken gewohnt sind, werden gern lesen, was vor fast dreißig Jahren ein so gründlich denkender und mit so universalem Wissen ausgerüsteter Gelehrter wie Schaeffle über Sprachausrottungsversuche geschrieben hat, — ohne Zweifel mit Rücksicht auf Rußland, denn ein anderes Präzedenz für die heutige preussische und die magyarische Sprachpolitik gab es damals noch nicht in der Weltgeschichte. Die Betrachtung steht im ersten Bande der ersten Auflage von „Bau und Leben des sozialen Körpers.“ Abdrucken kann man es nicht, denn der Staatsanwalt spricht mit dem Herrn Präsidenten von Kröcher: „Sie dürfen auch Aeußerungen eines Dritten, die für die Regierung beleidigend sind, nicht vorbringen.“ Eben so wenig kann ich das Epitheton anführen, mit dem Macaulay in einer Rede für die Jubencanzipation die Staatsmänner schmückt, die eine Klasse von Untertanen schlecht behandeln und sich dann über deren mangelhaften Patriotismus beschweren.

III. Eine sehr vornehme berliner Zeitung hat nach dem Wreschener Prozeß geschrieben, den Polenfreunden werde es so gehen wie jenem gutherzigen Manne, der nicht duldet, daß man die Kühelein seiner Wiege erkaufe, und der sich dann in seinem Hause vor Klagen keinen Rath wußte. Das würde Sinn haben, wenn die Regierung den polnischen Hebammen befohlen hätte, was der Pharao laut 2. Mose 1, 16 den hebräischen befohlen hat, und wenn gegen dieses Edikt protestirt würde. Aber es handelt sich um Sprachverordnungen; das Einbläuen der deutschen Sprache kann weder die polnischen Weiber am Gebären noch — wenn es nicht etwa mit der russischen Stute betrieben wird — die polnischen Kühelein am Aufwachsen hindern.

IV. Der Reichskanzler hat mitgetheilt, daß in den letzten Jahren weit mehr Grundbesitz aus der deutschen in die polnische Hand übergegangen ist als umgekehrt und daß überhaupt die Polen wirtschaftlich erstarkt sind. Was jeder nicht Verblendete bei der Gründung des Ansiedlungsfonds vorausgesetzt hat, ist

also über Erwarten eingetroffen. Der Reichskanzler theilt ferner mit, sobald der Fonds erschöpft sei, würden neue Mittel gefordert werden, um das Ansiedlungswerk in beschleunigtem Tempo durchzuführen. Das heißt also, nach den gemachten Erfahrungen: um die Kolonisirung in beschleunigtem Tempo durchzuführen. Man will den Polen abermals hundert Millionen schenken, mit denen sie mehr altangeessene Deutsche verdrängen können, als neue Ankömmlinge angesiedelt werden. So macht man den Prozeß rückläufig, der vor 1886 geräuschlos und friedlich die Hälfte des polnischen Großgrundbesitzes in deutsche Hände gebracht hatte. Der europäische Osten und Südosten und Vorderasien sind unser natürliches Kolonisationsgebiet und das einzige, das uns vorn drohenden Entzücken in unserer Menschenfülle erretten kann; das Wasser ist für die Fische und die Amphibien; wir sind Landthiere. Mehrfach haben die Deutschen angefangen, in jenen Gebieten Wurzeln zu schlagen. Die verkehrte Politik ihrer Regierungen hat alle diese Anfänge preisgegeben und das Entstehen einer gewaltigen Militärmacht gefördert, die uns jene Gebiete sperrt. Eine einzige Hoffnung blieb übrig. Die preussische Regierung konnte sich die Polen zu Freunden machen und sie als sprengenden Keil in den wirtschaftlich morschen Riesenleib des großen Slaventriches treiben. Sie konnte dabei beweisen, daß sie unterworfenen Völker fremder Nationalität mit der selben Klugheit zu behandeln vermag, wie Rußland und England ihre vorgeeuropäischen Unterthanen. (Mit der entgegengesetzten Praxis haben Beide Bankrott gemacht; die Engländer haben sie in Irland längst aufgegeben und die Russen scheinen sie jetzt in Polen aufgeben zu wollen.) Auch diese Hoffnung ist dahin. Man hat die Polen Rußland in die Arme getrieben. Das Schicksal scheint uns durch Einschränkung in zu unsere zu engen Grenzen erzwungen zu wollen. Und Die sich diesem Schicksal als willige Diener anbieten, halten sich in allem Ernst für deutsche Patrioten.

Reise.

Karl Zentisch.



Stadtfinanzen.

Der Erfolg der neuen Anleihe, der alle Erwartungen übertrof, wirft ein helles Licht auf die Lage des Rentenmarktes. Schon vor geraumer Zeit sagte ich hier voraus, wenn der Aktientaumel überstanden sei, werde auch auf diesen Markt wieder die Phantasie zurückkehren. Das ist geschehen. Nicht nur die hoch verzinsten ausländischen Staatsanleihen wurden zu stets steigenden Preisen in großen Summen gekauft: auch die heimischen Anlagewerthe stiegen; und die Spekulation, die seit Jahren sich von solchen Papieren fern gehalten hatte, geruhte sich gnädig wieder den Reichsanleihen und Konsols zuzuwenden. Der Erfolg der neuen Anleihe ist zum Theil auch ein Erfolg der Spekulation. Denn ohne Zweifel hat das Bedürfnis nach sicherer Anlage — so groß es immerhin sein mag — nicht zur Zeichnung von 15 Milliarden geführt. Vielfach trieb die Zeichner der Drang, für vorausgegangene spekulative Abgaben Deckung zu finden.

Dennoch — und trotzdem manche Spekulanten schon wieder in Kaufstimmung sind — bleibt das Anlagebedürfnis der wichtigste Faktor. Einstweilen möchte die Mehrheit der soliden Kapitalisten vor neuen herben Enttäuschungen

gesichert sein und vertraut deshalb dem Deutschen Reich und dessen einzelnen Gliedern sein Vermögen lieber als an den beredtesten Chiliafsten der Industrie. Nicht nur in Deutschland: auch im benachbarten Oesterreich hat die Finanzwelt eben von dem Recht der Option auf den Rest der Kronrente vom vorigen Juni Gebrauch gemacht. Die Lage des Rentenmarktes bringt auch den Stadtgemeinden Nutzen. Diese Gemeinden sind mit ihrer Finanzwirtschaft in einen eigenartigen Zustand gerathen. Die Großstädte wachsen beständig und in dem selben Verhältnis wächst natürlich auch der Geldbedarf. Dazu kommt aber noch ein anderer Umstand. Die moderne Staatentwicklung in Deutschland, die auf eine Centralisation der Befehlsgewalt, aber auf eine Decentralisation der Verwaltungen hinarbeitet, weist den Städten immer neue Aufgaben — namentlich sozialpolitischer Natur — zu. Die Beschaffung der dazu nöthigen Geldmittel wird den Städten nicht so leicht wie den staatlichen Verbänden; mehr als jene sind sie auf die Gunst der Finanzkonfessionen angewiesen, schon, weil für die Anleihen des Staates der Interessentenkreis von vorn herein größer ist.

In den Tagen des Aufschwunges, als überall die Geldnoth fühlbar wurde, war es den Kommunen schwer geworden, ihren Bedarf überhaupt noch zu decken. Wir haben ja erlebt, daß kleine Gemeinden gar keine Anleihen — oder doch nur unter sehr schweren Bedingungen — kontrahiren konnten. Aus der Zurückhaltung der Banken wurden damals ganz falsche Schlüsse gezogen. Selbst sonst einsichtige Oekonomen thaten, als handle sich um eine Verschwörung der Bankkonfessionen gegen die Städte und als müsse man, um Uebergreifen vorzubeugen, die Finanzkonfessionen überhaupt aus der Welt schaffen. Es soll nicht geleugnet werden, daß die damals aufgetauchten Ideen an und für sich ganz vernünftig waren. Der Zusammenschluß der Städte zu einer Kreditorganisation oder eine direkte Verbindung zwischen diesen Städten und den staatlichen Instituten, hauptsächlich der Seehandlung, wäre sicher sehr wünschenswerth. Aber die Voraussetzung, von der man ausging, war nur künstlich geschaffen. Denn die Zurückhaltung der Banken war natürlich und nöthig, war einfach die Folge der früheren Geldverhältnisse. Das wird jetzt allgemein sichtbar. Auf die Zurückhaltung ist, seit die Geldmarktverhältnisse sich geändert haben, ein eifriges Werben um die Liebe der Städte gefolgt. Das Publikum ist jetzt eben gern bereit, größere Posten von Stadtanleihen zur festen Kapitalanlage zu wählen. In der vorigen Woche hat ein Finanzkonfession mit dem Schaaffhausenschen Bankverein an der Spitze zum Kurs von 98,03 eine Anleihe der Stadt Adln übernommen, wo wenige Tage vorher die alte Anleihe noch zu 97,90 notirt wurde. Dieser Vorgang hat Aufsehen gemacht. Namentlich haben die Konkurrenten jener Gruppe ihrer Empörung darüber Ausdruck gegeben, daß man nun den Städten ihre Anleihen sogar schon über dem Tageskurs abnehme. Der Stadt Adln sind aber auch sonst die denkbar günstigsten Bedingungen bewilligt worden. So hat sich die übernehmende Bankgruppe verpflichtet, die Gelber, die die Stadt vorläufig bei ihr stehen läßt, mit $3\frac{1}{2}$ Prozent zu verzinsen. Das ist jedenfalls ein courantes Gebot. Doch ist es plumpe Uebertreibung, wenn in einem berliner Börsenblatt gesagt wird, daß eine Verzinsung von $3\frac{1}{2}$ Prozent für die in Betracht kommenden Firmen einen Verlust bedeute, den solche Geschäfte, selbst bei normal beschriebenen Kurschancen, durchaus nicht getragen. Zunächst, glaube ich, thäten

die Redakteure unserer Börsenblätter gut, bei Geschäften zwischen Behörden und Banken die Banken für sich allein sorgen zu lassen; sie dürften es dafür bei den Aktientransaktionen der Finanzinstitute mit ihrer Obergewalt etwas genauer nehmen. Traurig wäre es, wenn die Banken mit ihrem Geld nicht mehr verdienen sollten als $3\frac{1}{2}$ Prozent, es ihnen ohne Verlust also nicht möglich wäre, $3\frac{1}{2}$ Prozent Zinsen zu vergüten. Der Hinweis darauf, daß der Privatdiskont — Das heißt: der Geldsatz für feinste Wechsel — nur 2 Prozent beträgt, ist hier nicht am Platz, denn die Bank muß erst noch ausgestellt werden, die in auch nur einigermaßen erheblichem Umfang ihr Geld in Privatdiskonten anlegt.

Aber wenn die Banken auch bei billigsten Angeboten immer noch ihr Geschäft machen dürften, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Situation für die Städte jetzt ungemein günstig ist. Schon ist eine ganze Reihe von ähnlich coulanten Verträgen bekannt geworden. So hat eine Finanzgruppe, der die Darmstädter Bank und die Nationalbank angehören, von der Stadt Offenbach am Main 6 Millionen Mark Anleihe übernommen, wiederum mit der Verpflichtung, die von der Stadt nicht gebrauchten Beträge ein Jahr lang mit $3\frac{1}{2}$ Prozent zu verzinsen. Und so scheint mir denn der Hinweis nötig, daß die Gemeinden diese Situation besser ausnützen sollten, als sie es bisher thaten. Ich will hier gar nicht von der sozialpolitischen Ehrenpflicht zur Ausführung von Nothstandsarbeiten reden; davon ist in den Parlamenten genug gesprochen worden und man hat dort schon darauf hingewiesen, daß solche Arbeiten den Stadtgemeinden heutzutage doppelten Vortheil bringen können, weil die Zeit des billigen Geldes jetzt mit einer Zeit gesunkener Materialpreise zusammentrifft. Aber außer solchen Nothstandsarbeiten giebt es sicherlich in jeder Stadt Arbeiten genug, die im Lauf der nächsten Jahre erledigt sein müssen. Die Magistrate sollten bei den Stadtvorordneten schon jetzt die Kredite beantragen, die über kurz oder lang unter allen Umständen flüssig gemacht werden müssen. Die Genehmigung der Regierung dürfte, wenn es sich wirklich um Bedürfnisse handelt, deren Befriedigung man nur vorwegnimmt, nicht schwer zu erlangen sein. Durch diese rechtzeitige Benutzung des Kredites heugen die Gemeinden der Möglichkeit vor, später, in einer Nothlage, wieder von den Banken ausgebeutet zu werden.

Die Geldflüssigkeit bringt uns aber auch wieder die Frage nah, ob es nicht Zeit wäre, gewisse Betriebe in Gemeindebesitz zu übernehmen. In vielen Städten scheint Neigung vorhanden, die elektrischen Centralen ihren jetzigen Besitzern abzukaufen. Dieser Wunsch ist in manchen Fällen sehr leicht zu erfüllen; denn oft handelt es sich um bedrängte Elektrizitätsgesellschaften, denen daran liegen muß, so viel wie möglich von ihrem Besitzstand los zu werden. Aber auch an die Verstaatlichung anderer Unternehmungen kann jetzt gedacht werden. So wird wahrscheinlich in vielen Gemeinden abermals auch der Kampf darum entbrennen, ob ein Uebergang der Straßenbahn in städtischen Besitz wünschenswert ist. Das Geld zu solchen Operationen ist heute zu haben; nur auf den Kurs wird es ankommen, zu dem die Aktien zu kaufen sind. Wo der Kurs der Straßenbahnaktien niedriger ist als bei uns in Berlin, da sollte man jetzt nicht mehr lange zaudern; denn auch der Geldmarkt ist dem ewigen Wechsel der Zeit unterworfen.

Plutus.